



**«REACH  
EVERYONE  
ON THE  
PLANET... »**

KIMBERLÉ CRENSHAW UND DIE INTERSEKTIONALITÄT

HERAUSGEGEBEN VON DEM  
GUNDA-WERNER-INSTITUT IN DER HEINRICH-BÖLL-STIFTUNG  
UND DEM CENTER FOR INTERSECTIONAL JUSTICE





„Reach Everyone on the Planet...“ –  
Kimberlé Crenshaw und die Intersektionalität

Die in diesem Band auf den Fotoseiten benutzten Zitate von Kimberlé Crenshaw stammen aus folgenden Quellen: Interview with Kimberlé Crenshaw published by Columbia Law School, 2016; *New York Times*, 27.9.2018; Podcast, Intersectionality Matters, 2018; #SayHerName: Resisting Police Brutality against Black Women, 2015; Interview for Na TedTalk: Why Intersectionality Can't Wait, 2016; National Association of Independent Schools (NAIS), 22.6.2018. Die Fotos wurden uns dankenswerterweise vom African American Policy Forum und dem Center for Intersectional Justice zur Verfügung gestellt. Dort liegen auch die Fotorechte, wenn nicht anders angegeben.

„Reach Everyone on the Planet...“ –  
Kimberlé Crenshaw und die Intersektionalität  
Texte von und für Kimberlé Crenshaw  
Herausgegeben vom Gunda-Werner-Institut  
in der Heinrich-Böll-Stiftung  
In Kooperation mit dem Center for Intersectional Justice  
1. Auflage Berlin 2019  
Veröffentlicht im Internet unter der Creative-Commons-Lizenz:  
CC BY-NC-ND 4.0  
Konzept: Ines Kappert  
Redaktion: Ines Kappert, Peggy Piesche, Emilia Roig,  
Hannah Lichtenthäler  
Gestaltung: KALUZA+SCHMID Studio GmbH, Berlin  
Druck: Ruksaldruck, Berlin  
Übersetzungen: Bettina von Arps-Aubert sowie  
TL TRANSLATIONES GmbH  
ISBN 978-3-86928-198-8  
Bestelladresse: Heinrich-Böll-Stiftung, Schumannstr. 8, 10117 Berlin,  
[www.boell.de](http://www.boell.de)

# ***„Reach Everyone on the Planet...“ – Kimberlé Crenshaw und die Intersektionalität***

*Texte von und für Kimberlé Crenshaw*

Herausgegeben vom  
Gunda-Werner-Institut in der Heinrich-Böll-Stiftung  
In Kooperation mit dem Center for Intersectional Justice

## ***Glossar der Begriffe und Schriftverwendungen***

### **Gendersternchen \***

Das \* verweist auf die Konstruiertheit der gegenderten Kategorie (wie z. B. Frau\*) und ermöglicht es, Identitäten und Selbstpositionierungen jenseits der historisch gängigen und auch aktuell häufig zugeschriebenen Bezeichnungen mitzudenken.

### **Schwarz – in Großschreibung**

Die Großschreibung von Schwarz verweist auf die Strategie der Selbstermächtigung. Es zeigt das symbolische Kapital des Widerstandes gegen Rassismus an, welches rassistisch markierte Menschen und Kollektive sich gemeinsam erkämpft haben.

### **BPOC**

BPOC steht für die politische Selbstbezeichnung Black und People of Color, die eine geteilte Rassismuserfahrung aufgreift und diese in eine kollektive Positionierung einfließen lässt.

### **Community**

Community verweist in der Beibehaltung der englischen Terminologie auf das Kollektive und das darin eingeschriebene Widerstandspotential. Dies in Abgrenzung zur herkömmlichen Bedeutung der deutschen Übersetzung „Gemeinde“ oder „Gemeinschaft“.

### ***weiß* – kursiv und klein**

Die Klein- und Kursivsetzung von *weiß* verweist auf die soziale Konstruiertheit von Differenzmarkierungen, wobei *weiß* üblicherweise unmarkiert bleibt. Da im Gegensatz zu Schwarz dieser Differenzmarkierung kein Selbstermächtigungs- und Widerstandspotential innewohnt, wird *weiß* auch nicht großgeschrieben.

# ***Inhalt***

<i><b>Grußwort</b></i> .....	7
<i><b>Vorwort und Einleitung</b></i> .....	9
<i><b>Warum Intersektionalität nicht warten kann</b></i> .....	13
<i>Von Kimberlé Crenshaw</i>	
<i><b>Intersektionalität ist ein Konzept, das in meinem Leben nie ein Konzept war</b></i> .....	19
<i>Von Miran Newroz Çelik</i>	
<i><b>Kimberlé Crenshaws Einfluss auf mein gerechtigkeitsstrategisches Denken</b></i> .....	23
<i>Von Maisha-Maureen Auma</i>	
<i><b>Den Blick auf Behinderungen verändern</b></i> .....	27
<i>Von Elena Chamorro</i>	
<i><b>Intersektionalität – ein Konzept von Gewicht und mit Geschichte</b></i> .....	31
<i>Von Sabine Hark</i>	
<i><b>Rassistischer Kapitalismus: Hierarchien der Zugehörigkeit</b></i> .....	37
<i>Von Fatima El-Tayeb</i>	
<i><b>Imaginierte Community: Kimberlé Crenshaw und „Queer/Trans of Color“-Politiken</b></i> .....	41
<i>Von Jin Haritaworn</i>	
<i><b>Wo sind in Europa die Schwarzen Professorinnen?...</b></i>	45
<i>Von Iyiola Solanke</i>	
<i><b>Ein Schwarm Schmetterlinge</b></i> .....	51
<i>Von Emilia Roig</i>	

<b><i>Reflexion über Migration und feministisches Leben</i></b> .....	<b>57</b>
<i>Von Clementine Ewokolo Burnley</i>	
<b><i>Kimberlé Crenshaw am Bundesverfassungsgericht: Religion an der Kreuzung zwischen Race und Geschlecht</i></b> .....	<b>63</b>
<i>Von Nahed Samour</i>	
<b><i>Was bringt ein Wort?</i></b> .....	<b>67</b>
<i>Von Amandine Gay</i>	
<b><i>Kimberlé Crenshaws Einfluss auf mein pädagogisches Handeln</i></b> .....	<b>73</b>
<i>Von Katja Kinder</i>	
<b><i>Can We Get a Witness?</i></b> .....	<b>77</b>
<i>Von Julia Phillips</i>	
<b><i>Der deutsche Wünsch-Dir-Was-Diskurs</i></b> .....	<b>81</b>
<i>Von Dania Thaler</i>	
<b><i>Als Kimberlé Crenshaw nach Paris kam ...</i></b> .....	<b>85</b>
<i>Von Christelle Gomis</i>	
<b><i>Das Problem mit den Universalist*innen</i></b> .....	<b>91</b>
<i>Von Rokhaya Diallo</i>	
<b><i>In Sachen Sprache</i></b> .....	<b>95</b>
<i>Von Sharon Dodua Otoo</i>	
<b><i>Antidiskriminierungsrecht mit Crenshaw – aber ohne Rasse?</i></b> .....	<b>99</b>
<i>Von Cengiz Barskanmaz</i>	
<b><i>Politische Intersektionalität als Heilungsangebot</i></b> ....	<b>105</b>
<i>Von Peggy Piesche</i>	
<b><i>Die Autor*innen</i></b> .....	<b>109</b>



# Grüßwort

*„Schwarze Frauen [bleiben] sowohl in der feministischen Theorie als auch im antirassistischen politischen Diskurs außen vor, weil beide (...) das Zusammenspiel von ‚Rasse‘ und Geschlecht nicht ausreichend widerspiegeln. Diese Probleme lassen sich nicht einfach dadurch lösen, dass Schwarze Frauen in eine bereits etablierte analytische Struktur einbezogen werden: (...) nur eine Analyse, die diese Intersektionalität in den Blick nimmt, [kann] die spezifische Unterdrückung Schwarzer Frauen in ausreichender Weise thematisieren.“ Die Intersektion, 1989*

Die Heinrich-Böll-Stiftung versteht sich als Thinktank zwischen Aktivismus, Academia und Politik. Es hat etwas gedauert, ehe das von Kimberlé Crenshaw vor gut 30 Jahren geprägte Konzept der Intersektionalität in der Heinrich-Böll-Stiftung ernsthaft rezipiert wurde. Von der Analyse bis zur Überwindung von Mehrfachdiskriminierung ist es überall ein langer Weg. Der neue und komplexe theoretische Zugang sucht in der Praxis nach neuen Wegen, zum Beispiel auch in gesellschaftlichen Bündnissen. Deshalb sind wir in der Stiftung auch in einer Suchbewegung. Es wäre vermessen zu behaupten, wir würden Intersektionalität in all ihren Dimensionen bereits vollständig umsetzen. Doch wir nähern uns an und stellen uns den Herausforderungen immer mehr in unserer bildungspolitischen Praxis im In- und Ausland.

Projekte und Veranstaltungen intersektional aufzubauen, bedeutet eine Veränderung ums Ganze. Konkret bedeutet das zum Beispiel: Nicht mehr die Schwarze Frau oder die Rollstuhlfahrer\*in sind die Ausnahme und damit die, die mitbedacht und „zusätzlich“ finanziert werden,

sondern sie und die Voraussetzungen für ihre selbstverständliche Teilhabe gehören dann einfach dazu. Sie werden zum Teil der Normalität, ohne dass Menschen ihre Lebensrealität verstecken oder gar leugnen müssen.

Ja, Umdenken schafft Unruhe, und es braucht vielfältige Ressourcen einschließlich Geld. Doch angesichts des globalen Angriffs auf Menschenrechte und den stetig schrumpfenden Räumen für eine progressive Zivilgesellschaft, sollten wir diese Gelegenheit beim Schopf packen: Nur eine kritische Auseinandersetzung mit dem, was für die demokratische Mitte als gemeinhin „normal“ gilt, macht diese fähig, neue und andere Bündnisse zu schließen. Nur eine vielschichtige Analyse von Machtverhältnissen erlaubt, den bereits bewährten Allianzen neue hinzuzufügen. Vielfalt macht so viel mehr Freude, macht Mut, ist Reichtum.

Und so freue ich mich sehr, dass dieser Band mit all den verschiedenen Perspektiven auf Intersektionalität nun vorliegt. Von Herzen gratuliere ich Kimberlé Crenshaw zu ihrem vor 30 Jahren formulierten, bahnbrechenden Konzept, mit dem so vieles begonnen hat: Happy Birthday, Intersectionality!

Berlin, im April 2019

Barbara Unmüßig  
*Vorstand der Heinrich-Böll-Stiftung*

# *Vorwort und Einleitung*

„A truly intersectional feminism can reach everyone on the planet“. Diesen Satz sagte Kimberlé Crenshaw bei einer Diskussion in Washington DC im Januar 2017. Erst wenn die Rechte und Interessen der strukturell am stärksten marginalisierten Menschen durchgesetzt werden, so ihre Überzeugung, erreicht Feminismus alle Menschen auf der Welt. Das ist der Kern eines intersektionalen Ansatzes: nicht an der Oberfläche zu bleiben, sondern soziale Ungerechtigkeiten in ihrer Tiefe anzugehen.

Auf der Suche nach einem Titel für diese kleine Sammlung von Texten von und für Kimberlé Crenshaw waren sich das Center for Intersectional Justice (CIJ) und das Gunda-Werner-Institut sofort einig. Das ist es, worum es geht: Wir möchten die Norm verabschieden, die *weiße* Menschen ohne Behinderung als Standard hochhält und People of Color, queere und trans-Menschen herabwürdigt. Nur so, denken wir, können wir etwas beisteuern zum großen Projekt einer globalen Gerechtigkeit, die tatsächlich alle in ihren verschiedenen Lebenswirklichkeiten einbezieht und versucht, das Patriarchat, den Kapitalismus und den Rassismus als die zentralen miteinander verwobenen Herrschaftssysteme zu überwinden. Was also liegt näher, von einem Konzept auszugehen, das das Zusammenwirken unterschiedlicher Diskriminierungsweisen mit einer neuen Sprache deutlich und Menschen in ihrer Vielfalt und in ihren politischen Kämpfen sichtbar macht und empowert? Intersektionalität ist mehr als ein theoretisches Konzept. Es handelt sich um ein politisches Projekt.

*Reach Everyone on the Planet. Kimberlé Crenshaw und die Intersektionalität* ist der zweite Band in der Reihe, die das GWI zur Würdigung herausragender feministischer Persönlichkeiten stets gemeinsam mit Partner\*innen herausgibt. Der erste Band mit dem Titel *Die Freundschaft zur*

*Welt nicht verlieren* war Christina Thürmer-Rohr gewidmet, die als erste offen lesbische und alleinerziehende Professorin in West-Berlin in den frühen 1980ern das Konzept der *Mittäterschaft* prägte. Der Band entstand in Zusammenarbeit mit Professor Sabine Hark.

2019 ist es nun dreißig Jahre her, dass die US-amerikanische Professorin für Rechtswissenschaften, Kimberlé Crenshaw, den bahnbrechenden Text „Demarginalizing the Intersection of Race and Sex“ veröffentlichte. Bis heute gilt er als Gründungstext des von ihr geprägten Konzepts der Intersektionalität. Crenshaw kritisiert hier das US-amerikanische Antidiskriminierungsrecht, indem sie die richterlichen Begründungen in drei Fällen auseinandernimmt. Jeweils wurden Klagen von afro-amerikanischen Frauen zurückgewiesen, aufgrund ihres Status als Schwarz *und* Frau diskriminiert worden zu sein. Die Abweisung der Klagen stützte sich dabei auf die groteske Behauptung, die Anerkennung von Mehrfachdiskriminierungen würde zu einer Übervorteilung der betroffenen Frauen führen. Als ob miteinander verwobene Herabwürdigungen einander in ihrer toxischen Wirkung aufheben könnten!

„To reach everyone on the planet... “ – sicher, diese Vision ist riesig, und wir sind es nicht. Umso wichtiger war es uns als Herausgeber\*innen, intersektional arbeitende Aktivist\*innen, Akademiker\*innen und Künstler\*innen aus ganz Europa einzuladen, damit sie schlaglichtartig erzählen, wie eine Begegnung mit Kimberlé Crenshaw beziehungsweise das von ihr geprägte Konzept der Intersektionalität – die intersektionale Linse, wie Crenshaw selbst sagt – sie in ihrer Arbeit und ihrem Denken inspiriert und bestärkt hat, und was sie damit bis heute anfangen. Vielen, vielen Dank, dass Ihr mitgemacht habt! Dank Euch wird sichtbar, wie lebendig das Konzept der Intersektionalität ist, wie es sich auch in Europa und Deutschland weiterentwickelt und neue Facetten erhält – ohne dabei seine

ursprüngliche Intention einzubüßen: das Empowerment von Schwarzen Frauen\* und die Unterstützung ihrer politischen Kämpfe. Auf dem Weg von den USA nach Europa hat Intersektionalität einen Prozess der Depolitisierung und des Whitening durchgemacht. Mit diesem Band hoffen wir, der subversiven Essenz des Konzepts gerecht zu werden und stützen uns auf rassismuskritische Analysen, die in Europa noch allzu oft delegitimiert werden.

Wir bedanken uns von Herzen auch bei unseren Kolleg\*innen Peggy Piesche, Miriam Aced und Hannah Lichtenthäler, ohne die dieser Band niemals fertig geworden wäre!

Last but not least, geht unser Dank einmal mehr an Kimberlé Crenshaw, die uns die Fotos in diesem Band zur Verfügung gestellt hat und damit auch auf diese eher persönliche Weise Einblicke in ihre Arbeit gibt. Wir sind glücklich, uns auf Sie und Dich als herausragende feministische Persönlichkeit beziehen zu dürfen, und freuen uns, gemeinsam in Berlin das 30-jährige Jubiläum der Intersektionalität mit der Zweiten Feministischen Gala in der Heinrich-Böll-Stiftung zu feiern.

Dr. Ines Kappert  
*Leiterin des Gunda-Werner-Instituts*

Dr. Emilia Roig  
*Leiterin des Center for Intersectional Justice*

*„Intersektionalität ist eine Linse, die erlaubt zu sehen, woher Macht kommt und auf wen oder was sie prallt, wo es Verknüpfungen und wo es Blockaden gibt. Es gibt nicht einfach ein Rassismus-Problem hier und ein Gender-Problem dort, und ein Klassen- oder LGBTQ-Problem woanders. Häufig löscht das dominante Framing aus, was Menschen wirklich passiert.“*



Kimberlé Crenshaw und  
Mitarbeiter\*innen an der  
Columbia Law School  
Foto: Joshua Teng,  
Aruna Vithiananthan

# ***Warum Intersektionalität nicht warten kann***

*Von Kimberlé Crenshaw*

## ***Intersektionalität war gelebte Realität, bevor sie zu einem Begriff wurde***

Heute – fast drei Jahrzehnte, nachdem ich dem Konzept erstmals einen Namen gegeben habe – scheint der Begriff allgegenwärtig. Wenn aber trotzdem Frauen\* und Mädchen of Color weiterhin zu wenig Aufmerksamkeit bekommen, ist etwas Wesentliches für das Verständnis von Intersektionalität verloren gegangen.

Im Jahre 1976 verklagte Emma DeGraffenreid zusammen mit einigen anderen Schwarzen Frauen\* General Motors wegen Diskriminierung. Sie behauptete, dass das Unternehmen seine Belegschaft nach *Rasse* und Geschlecht unterteile: Schwarze verrichteten bestimmte Aufgaben, *Weiße* andere. Ausgehend von den Erfahrungen der Klägerinnen konnten sich Frauen\* zwar für bestimmte Jobs bewerben, für andere Jobs hingegen wurden ausschließlich Männer berücksichtigt. Das war natürlich ein Problem für sich; für Schwarze Frauen\* jedoch waren die Auswirkungen deutlich eklatanter. Soll heißen: Die Schwarzen Jobs waren Männerjobs, und die Frauenjobs standen nur den *Weiß*en offen. Während also ein Schwarzer Bewerber in der Fabrikhalle eine Stelle bekommen konnte, wurde eine Schwarze Bewerberin gar nicht erst berücksichtigt. Gleichmaßen hatte eine *weiße* Frau eine Chance auf Anstellung als Sekretärin, nicht jedoch eine Schwarze Frau. Weder die Schwarzen Jobs noch die Frauenjobs waren geeignet für

Schwarze Frauen\*, da diese weder männlich noch *weiß* waren. War das nicht ein klarer Fall von Diskriminierung, auch wenn verschiedentlich Schwarze und Frauen\* eingestellt wurden?

Zum Bedauern für DeGraffenreid und Millionen anderer Schwarzer Frauen\* wies das Gericht die Klage ab. Warum? Weil das Gericht glaubte, dass es Schwarzen Frauen\* nicht erlaubt werden sollte, ihre Ansprüche aufgrund von *Rasse* und Geschlecht in einer gemeinsamen Klage zu vereinen und geltend zu machen. Da die Klägerinnen nicht beweisen konnten, dass das, was ihnen widerfahren war, genau das war, was auch *weißen* Frauen\* und Schwarzen Männern erlebt hatten, fiel diese Art der Diskriminierung von Schwarzen Frauen\* durch das Raster.

Genau in dem Moment, als ich mich fragte, wie es sein konnte, dass ein derartig „großes Versäumnis“ in der komplexen Struktur des Antidiskriminierungsrechts existierte, wurde der Begriff „Intersektionalität“ geboren. Als junge Juraprofessorin wollte ich diese tiefgreifende Unsichtbarkeit rechtlich beschreiben. Diskriminierung aufgrund von *Rasse* und Geschlecht überschneidet sich nicht nur am Arbeitsplatz, sondern auch in anderen Lebensbereichen. Ebenso bedeutsam ist, dass diese Hypothek so gut wie gar nicht von feministischen und Antirassismus-Gruppen thematisiert wurde. Intersektionalität war somit mein Versuch, Feminismus, antirassistischen Aktivismus und Antidiskriminierungsrecht zu ihrem eigentlichen Ziel zu verhelfen: Ich wollte die verschiedenen Straßen aufzeigen, welche Unterdrückung aufgrund von *Rasse* und Geschlecht transportieren, sodass die Probleme einfacher zu diskutieren und zu verstehen sind.

Intersektionalität ist eine analytische Sensibilität, eine Möglichkeit, über Identität und ihr Verhältnis zu Macht nachzudenken. Ursprünglich wurde der Begriff im Namen von Schwarzen Frauen\* ins Spiel gebracht, und er brachte



die Unsichtbarkeit zahlreicher Mitglieder innerhalb von Gruppen ans Licht, zu denen sie zählten, die sie aber oftmals nicht repräsentierten. Intersektionales Auslöschen ist nicht ausschließlich auf Schwarze Frauen\* begrenzt: Menschen of Color innerhalb der LGBTQ-Bewegungen; Mädchen of Color im Kampf gegen die *School-Prison-Pipeline*; Frauen\* innerhalb der Einwanderungsbewegungen; Transfrauen innerhalb der feministischen Bewegungen; und Menschen mit Behinderungen im Kampf gegen Polizeimisshandlung – sie alle sind verwundbar an den Schnittstellen von Rassismus, Sexismus, Klassenunterdrückung, Transphobie oder Behindertendiskriminierung. Intersektionalität hat vielen Vertreter\*innen ein Instrument an die Hand gegeben, um die eigene Situation zu framen und für Sichtbarkeit und Inklusion zu kämpfen.

Intersektionalität ist das Banner, unter dem unterschiedlichste Forderungen nach Inklusion aufgestellt werden. Aber ein Begriff allein kann nur so viel erreichen, wie seine Nutzer\*innen Macht haben. Und es ist kaum verwunderlich, dass Intersektionalität immer wieder zu Debatten und Streitigkeiten führt.

Die Konservativen bezeichnen diejenigen, die Intersektionalität praktizieren, als von Identitätspolitik Besessene. Wie der Fall DeGraffenreid zeigt, geht es beim Thema Intersektionalität selbstverständlich nicht nur um Identitäten, sondern um die Institutionen, die Identität nutzen, um Menschen auszuschließen oder zu privilegieren. Je besser wir die Interdependenzen zwischen Identitäten und Macht in unterschiedlichen Zusammenhängen verstehen, desto unwahrscheinlicher wird es, dass unsere auf Wandel ausgerichteten Bewegungen zerbrechen.

Andere werfen Intersektionalität vor, zu theoretisch und „nur Worthülsen“ zu sein. Darauf erwidere ich, dass wir seit der Sklaverei über *Rassengleichstellung* reden und sie noch nicht einmal annähernd erreicht haben. Anstatt

die Stimmen, die Probleme aufzeigen, an den Pranger zu stellen, sollten wir vielmehr die Machtstrukturen untersuchen, die bis heute Wandel erfolgreich verhindert haben.

Einige Leute sind der Meinung, dass intersektionales Verständnis eine Atmosphäre des Schikanierens und „Privilegienabprüfens“ schaffe. Privilegien einzugestehen, ist schwer – insbesondere für diejenigen, die außerdem Diskriminierung und Exklusion erfahren. Während *weiße* Frauen\* und Männer of Color ebenfalls Diskriminierung erfahren, werden ihre Erfahrungen zu oft als einziger Ausgangspunkt für Gespräche über Diskriminierung genommen. Im Mittelpunkt von Gesprächen über Rassismus und Sexismus zu stehen, ist ein kompliziertes Privileg, das häufig schwer zu erkennen ist.

Obleich der jüngste Aufruf des Präsidenten zur Unterstützung von Schwarzen Frauen\* lobenswert ist, erfordert die Durchführung intersektionaler Arbeit konkrete Maßnahmen, um die Gleichstellungshürden anzugehen, die sich vor Frauen\* und Mädchen of Color in der US-amerikanischen Gesellschaft auftun.

Intersektionalität allein kann unsichtbare Körper jedoch nicht ins Blickfeld rücken. Bloße Wörter vermögen die Art und Weise nicht zu ändern, wie bestimmte Menschen – die weniger sichtbaren Mitglieder politischer Wählerschaften – weiterhin auf Führungskräfte, Entscheidungsträger\*innen und andere warten müssen, um ihre Probleme zu erkennen. Wenn es darum geht, die *rassischen* Disparitäten anzugehen, die unsere Nation nach wie vor plagen, müssen Aktivist\*innen und Interessenvertreter\*innen Bewusstsein schaffen für die intersektionalen Dimensionen *rassischer* Ungerechtigkeit. Diese müssen adressiert werden, um letztlich das Leben aller jungen Menschen of Color zu verbessern.

Daher setzen wir unser Engagement im Rahmen der Kampagne #WhyWeCantWait, die ganzheitliche und

inklusive Ansätze an das Thema *Rassengerechtigkeit* fordert, fort. Aus diesem Grund schafft es die soziale Bewegung „Say Her Name“ auch weiterhin, Aufmerksamkeit auf die Tatsache zu lenken, dass Frauen\* ebenfalls gefährdet sind, bei einem Polizeieinsatz ums Leben zu kommen. Und daher sind sich tausende von Menschen einig, dass die Tragödie in Charleston, S. C., gezeigt hat, dass wir eine Vision sozialer Gerechtigkeit brauchen, die die Interdependenzen zwischen Rassismus, Sexismus und anderen Ungerechtigkeiten, die uns alle schwächen, anerkennt. Wir sind schlichtweg nicht in der Lage, soziale Bewegungen zu schaffen, die nicht intersektional sind. Ferner dürfen wir uns nicht der Illusion hingeben, dass wir intersektional arbeiten, nur weil wir darüber reden.

*Der Text wurde zunächst in der Washington Post, am 24. September 2015 veröffentlicht: [https://www.washingtonpost.com/news/in-theory/wp/2015/09/24/why-intersectionality-cant-wait/?noredirect=on&utm\\_term=.cf77d31ed31b](https://www.washingtonpost.com/news/in-theory/wp/2015/09/24/why-intersectionality-cant-wait/?noredirect=on&utm_term=.cf77d31ed31b)*



Kimberlé Crenshaw bei der CIJ Inauguration  
Conference in Berlin, September 2017  
Foto: CIJ

*„Es geht nicht um Bitten,  
es geht um Macht.  
Es geht nicht darum zu  
fragen, sondern zu fordern.  
Nicht die aktuellen  
Machträger\*innen  
müssen überzeugt werden,  
sondern wir müssen  
das Gesicht der Macht  
selbst verändern.“*

# **Intersektionalität ist ein Konzept, das in meinem Leben nie ein Konzept war**

*Von Miran Newroz Çelik*

Ich muss zwei Geschichten erzählen, wenn ich der Bedeutung von Prof. Kimberlé Crenshaw nur annähernd gerecht werden möchte. Zum einen ist das meine persönliche Geschichte, die mit Prof. Crenshaw und ihrer Bedeutung für die Berliner Vereins- und Aktivist\*innen-„Szene“ zu tun hat, in der ich aktiv war und manchmal auch noch bin. Zum anderen sind das die Critical Race Theory Retreats der Jahre 2010 und 2012, die auch mich beeinflusst haben.

Prof. Crenshaw hat mich als Transperson of Color, noch bevor ich sie oder ihre Texte kannte, schon früh beeinflusst: Ich bin 2004 aus einer westdeutschen Kleinstadt nach Berlin gekommen, habe deswegen mein Abitur abgebrochen und wollte ein neues Leben beginnen. 2005 bin ich in Queer-of-Color-Kreise gekommen, u. a. GLADT e. V., wo wir mit ihrer Theorie der Mehrfachdiskriminierung gearbeitet haben. 2010, als wir Prof. Crenshaw im Rahmen der Gruppe SUSPECT (größtenteils queere BIPOC-Lesegruppe) kennenlernten, war ich 25, wütend, voll Energie und tief in meiner Politisierung, sehr verbunden mit anderen queeren und Transmenschen of Color. Crenshaws Theorien und die Schwarzer Feminist\*innen aus dem deutschen Kontext, die diese Theorien in ihren Körpern ge- und erlebt haben, waren und sind für unser gemeinsames Denken und

Handeln eine der wichtigsten Quellen und auch für mich als nicht-Schwarze Person unverzichtbar. Ich werde das großzügige Teilen von Wissen immer wertschätzen.

Eine meiner ersten Erinnerungen, die unmittelbar mit Prof. Crenshaw zusammenhängen: Sie wurde zu einer Konferenz eingeladen, die von *weißen* Feminist\*innen organisiert und in einer sehr *weißen* elitären Institution durchgeführt wurde. Ihre Theorie wurde dort nicht nur in Frage gestellt, sondern auch noch „weitergedacht“. (Not.) Crenshaw hat das Beste gemacht – wofür ich und andere queere und trans BPoCs sie (laut) gefeiert haben -: Sie hat spontan ihren kompletten Vortrag verworfen und eine Einführung in Intersektionalität gegeben. Und das war absolut notwendig.

Es ist sehr traurig und gleichzeitig schräg für mich zu sehen, dass Intersektionalität mittlerweile so inflationär von *weißen* (queeren) Feminist\*innen gebraucht wird. Vor einigen Jahren ist derselbe Personenkreis noch in Tränen ausgebrochen, wenn wir oder die Generationen vor uns über Rassismus gesprochen haben oder wenn wir nur sagten, dass sie *weiß* sind. Heute aber ist Intersektionalität *das* Thema in Uni-Seminaren, in den Sozialwissenschaften oder bei Fortbildungen für Menschen, die in der Berufspraxis stehen. Wie konnte das passieren? Es gab ja eine Zeit, in der es nicht besonders viel galt, über Rassismus, Weißsein, systematisch gegebene bzw. vorenthaltene Privilegien zu sprechen. Wie ist dieser Diskurs also in Deutschlands Universitäten und Vereinen angekommen? Am besten finde ich, wenn sie dann so tun, als ob sie schon immer so gedacht hätten oder – noch irritierender – als ob sie selbst darauf gekommen wären.

Meiner Meinung nach ist Prof. Crenshaws Theorie über die Schwarze Frauenbewegung in Deutschland etabliert worden, und zwar auch gegen die Widerstände solcher Institutionen und Personen, die sie heute vereinnahmen.

Ohne die Arbeit von Schwarzen Feminist\*innen und Feminist\*innen of Color, wie ADEFRA (Schwarze Frauen in Deutschland), u. a. Peggy Piesche, Prof. Maisha-Maureen Auma, May Ayim, Prof. Fatima El-Tayeb oder andere Queer-of-Color-Denker\*innen wie Prof. Jin Haritaworn, Noah Sow, Koray Yılmaz-Günay oder Migrant\*innen-Selbstorganisationen wie GLADT (Gays and Lesbians aus der Türkei) und LesMigraS (Lesbische Migrant\*innen und Schwarze Lesben) würde es den Intersektionalitätsdiskurs in Deutschland überhaupt nicht geben. Nach sehr langen und harten Kämpfen, Diskussionen und auch Verlusten, die längst noch nicht ausgestanden sind, wie es der rassistische Backlash nicht nur in Deutschland zeigt, wird deutlich, dass und von wem Intersektionalität erkämpft und verteidigt werden muss.

Später, auf den zwei Critical Race Theory Retreats 2010 und 2012, habe ich als junger nicht-akademischer Mensch viel gelernt. Einmal, dass es aufgrund der Person, die ich damals war, nicht einfach, aber dafür umso wichtiger gewesen ist, als junge Transperson ohne akademische Karriere Raum einzunehmen, laut zu sein und ernstgenommen zu werden. Man traut sich, Dinge anzusprechen, die andere Leute nicht ansprechen oder tun. Dass viele Dinge und Verhaltensweisen irgendwann sehr vorhersehbar werden – und dass sie sich immer wieder wiederholen. Dass unsere Räume wichtig und zu verteidigen sind. Dass unsere gegenseitige Unterstützung unverzichtbar ist, dass wir nicht austauschbar sind. Ich war vorher schon ein paar Jahre aktiv gewesen in der Szene, habe aber zum ersten Mal so viele tolle, super intelligente Menschen in einem Raum gesehen, die all die Dinge, die ich für mich gerade erst neu entdeckt hatte, schon längst zu Papier gebracht, tausend Mal darüber nachgedacht hatten und die damit Generationen beeinflussen werden. Und aber auch, dass selbst diese Menschen eben nur Menschen sind, die auch Fehler machen

(können). Unsere Abschlussparty war legendär, aber dazu kann ich nichts öffentlich schreiben.

Ich beobachte bei manchen eine „Faszination“ für Crenshaws Theorien, einen temporären Charme.

Es ist interessant, dass ich gerade zuhause sitze und diesen Artikel schreibe, während das Seminar, in dem ich eigentlich sitzen sollte, heute einen Text von Prof. Crenshaw behandelt. Allerdings leider nur als Theorie. Die Entscheidung war eine bewusste. Die so kreierte Orte sind nicht die meinigen.

Intersektionalität ist ein Konzept, das in meinem Leben nie „ein Konzept“ oder eine Mode-Erscheinung war. Das konnte es gar nicht sein, denn Intersektionalität ist eine Lebensrealitätsbeschreibung für mich, die unverzichtbar ist. Es ist der praktische, der zunehmende Nutzen, den die Critical-Race-Theory in meinem Leben und im Leben vieler Menschen wie mir hat. Weil diese Theorie zu einem Großteil aus der Überlebens-*Praxis* stammt und weil sie sich genau dort bewiesen hat, dass sie funktioniert. Wenn ich versuche zu verstehen, wie Diskriminierung funktioniert, kann ich das nur, indem ich versuche zu verstehen, wie verschiedene Formen der Diskriminierung *zusammen*-wirken. Intersektionalität beschreibt für mich zutiefst reale Dinge, die geschriebene und nicht-geschriebene Gesetze, Grenzen und Nationalstaaten nicht (be-)greifen können.



# ***Kimberlé Crenshaws Einfluss auf mein gerech- tigkeitsstrategisches Denken***

*Von Maisha-Maureen Auma*

Im Jahr 2009 habe ich Kimberlé Williams Crenshaw an der Humboldt-Universität-Berlin persönlich kennengelernt. Wie viele der anderen Anwesenden aus den Gender Studies, die im Publikum ihres Abendvortrags saßen, hatte ich mich eingehend mit ihren Texten befasst. An diesem Abend erfuhr ich dennoch von einem entscheidenden Teil ihres Ansatzes, mit dem ich kaum vertraut war. Ihre Theorie der Intersektionalität stellte sie als ein „Travelling Concept“ vor. Travelling Concept bezeichnet hier eine Konzeption, welche zwar in einem ganz spezifischen geopolitischen Kontext und zu einer ganz bestimmten Zeit entworfen wurde, eine Nützlichkeit aber weit über diesen Kontext und diese Zeit hinaus entfalten kann. Intersektionalität hat inzwischen eine prägnante Bedeutung für all diejenigen, die politisch wirksame Differenzen und die mit ihnen zusammenhängenden Machtrelationen vernetzt denken und wahrzunehmen versuchen. Beim Transfer des Konzepts wird allerdings häufig das eigentliche Fundament von Intersektionalität, die Critical Race Theory und die CRT-Bewegung Schwarzer Rechtswissenschaftler\*innen, nahezu komplett ausgeblendet. Laut Kimberlé Crenshaw gleiche die *reisende Intersektionalitätstheorie* oder das, was von ihr übrigbleibt, der außerirdischen Kinderfilm-Figur ET. Diese

versucht verzweifelt nach Hause zu telefonieren, kann aber keine Verbindung aufbauen, da entscheidende Bestandteile des eigentlichen Zusammenhangs fehlen.

## *Das Gerechtigkeitsverständnis der CRT-Bewegung*

Die CRT Bewegung erhielt ihre Initialzündung in Netzwerken von BPoC (Schwarze und People-of-Color) Rechtswissenschaftler\*innen im nordamerikanischen Raum. Prägend für die Entstehung dieses gerechtigkeitsorientierten Zusammenschlusses waren rassismuskritische Betrachtungen und feministisch-marxistische Kritiken an einer fehlenden Verteilungsgerechtigkeit innerhalb des Rechtssystems. *Justice*, hier als Rechtsgleichheit verstanden, galt als eine gesellschaftliche Ressource, die vor allem an den Lebens- und Arbeitsrealitäten von *weißen* Männern der bürgerlichen Gesellschaft orientiert war. Diese Orientierung wäre, wenn sie lediglich einen Bruchteil von pluralen Orientierungen ausmachen würde, nicht einmal sonderlich problematisch. Wenn sie allerdings zur Norm erhoben und daher zur eigentlichen *Default-Position* wird, müssen sie gerechtigkeitsstrategisch angefochten werden. Diese Normsetzung erleichtere es, so Crenshaw, *weißen*, bürgerlichen Männern, die für ihre Lebens- und Erfahrungswelten nötigen Rechtsmittel zu mobilisieren. Für ressourcenarme, rassistisch markierte Arbeitnehmer\*innen hingegen, verursache diese Normsetzung erhebliche gesellschaftliche Barrieren bei der Mobilisierung von rechtlichen Lösungen. Die ohnehin sehr hohen Diskriminierungsrisiken, mit denen Schwarze Frauen konfrontiert sind, blieben dadurch ohne rechtliche Linderung. Ihre Diskriminierung bestehe insofern sowohl am Arbeitsplatz als auch in den Routinen des Justizsystems selbst.

Im Mittelpunkt der Intersektionalitätstheorie steht zu Anfang die Arbeitsmarktsituation Schwarzer Frauen. In dem Fall „DeGraffenreid vs. General Motors (1976)“ klagten fünf Schwarze Frauen in St. Louis (USA) gegen ihre ehemalige Arbeitgeberin (GM). Schwarze Frauen als marginalisierte Gruppe wurden in Relation zu anderen gesellschaftlichen Gruppen sehr spät bei GM eingestellt. Die Strategie der Firma „last hired, first fired“ traf Schwarze Frauen überproportional. Sie wurden Ziel von betrieblich bedingten Kündigungen. Ihre Klage wegen Diskriminierung wurde allerdings als gegenstandslos zurückgewiesen. Die Begründung des Gerichts lautete, eine Diskriminierung aufgrund rassistischer Markierung bestehe nicht, schließlich arbeiteten mehrere Schwarze Männer bei GM am Fließband. Eine Diskriminierung aufgrund sexistischer Markierung könne nicht festgestellt werden, da mehrere *weiße* Frauen bei GM im Bereich des Sekretariats arbeiteten. Schwarze Frauen galten als hinreichend in der Belegschaft von GM repräsentiert, wenn Frauen im Allgemeinen dort beschäftigt waren oder wenn Schwarze Männer dort beschäftigt blieben. Der Beweis der Diskriminierung wurde den Klägerinnen dadurch erschwert, dass sie durch mehr als *eine* politisch wirksame Differenz marginalisiert wurden. Die Klägerinnen waren weder ausschließlich als Frau diskriminiert worden noch ausschließlich als Schwarze Personen, sondern ganz spezifisch als rassistisch markierte, weibliche Subjekte. Die innovative Kraft, die politische Kraft, die von der Intersektionalitätstheorie ausgeht, besteht darin, komplexe Lagen der Marginalisierung in ihrer Verwobenheit wahrzunehmen und zu thematisieren. Es gilt hier, strukturelle Ähnlichkeiten zwischen sozial konstruierten Differenzen herauszuarbeiten und ihre Wechselwirkung und der damit zusammenhängenden Verletzungsmacht zu erfassen. Sowohl die Geschlechterordnung als auch die rassistisch geprägte Ordnung von GM

machte es Schwarzen Frauen unmöglich, lange im Betrieb zu bleiben oder gar darin aufzusteigen.

### *Politische Intersektionalität ist eine neue gerechtigkeitsstrategische Infrastruktur*

Seit 2009 ist Kimberlé Crenshaw mindestens einmal im Jahr in Berlin. Ihr Bestreben, gemeinsam mit Gerechtigkeitsaktiven eine CRT Europe aufzubauen, zielt darauf ab, für den deutschsprachigen Raum Intersektionalität zurückzubinden an ihren Entstehungskontext, nämlich rechtliche Lösungen für mehrfachmarginalisierte Gruppen und Personen mit sehr hohen Diskriminierungsrisiken zu entwerfen und durchzusetzen. Für dieses Bestreben sind folgende Parameter bedeutend: Es gilt das „specific Race Projects“, die spezifische Weise, auf die rassistischen Strukturen im deutschsprachigen Raum soziohistorisch entstanden und verankert sind, nachzuvollziehen. Es gilt nachzuvollziehen, wie das Justizsystem verstrickt ist in der Re-/Produktion von rassistisch geprägten Verhältnissen. Es gilt, beispielhafte Urteile als Datenbasis, in denen rassistische Verhältnisse eine Rolle spielen, zusammenzutragen. Es gilt auf der Grundlage dieser Rechtsprechungen – ganz wie bei dem Schlüssel-Fall „Emma Degraffenried vs. General Motors“ – die intersektionalen Bedeutungen der Barrieren auf dem Weg zu einem gerechten Urteil zu begreifen, ganz spezifisch für den deutschsprachigen Raum. Politische Intersektionalität bedeute, so Crenshaw, dass rechtlich wirksame Maßnahmen nur daran gemessen werden, wie sie imstande sind, die Lebenslagen der am meisten marginalisierten Zugehörigen von dehumanisierten Gruppen sichtbar zu machen. Die Mobilisierung von Rechtsmitteln orientiert sich daran, für die Zugehörigen mit den höchsten Diskriminierungsrisiken Gerechtigkeit zu erreichen.

# *Den Blick auf Behinderungen verändern*

*Von Elena Chamorro*

Von heute auf morgen in die Kategorie „behindert“ zu fallen, wie es bei mir der Fall war, ist eine ganz besonders befremdliche Erfahrung. Ohne Erfahrung mit dieser neuen Identität, mit der man sich ganz plötzlich auseinandersetzen muss, hat man als Referenzrahmen nur den Begriff der Behindertenfeindlichkeit (Validismus), um irgendwie zu erfassen, was passiert ist. Eine Behinderung wird als eine Tragödie begriffen, die zwangsläufig ein unglückliches Leben nach sich zieht. Der Körper wird als in seinem Wert gemindert angesehen. Dennoch bemächtigen sich einige Menschen, wieder ihres Körpers in einer liebevollen Weise; ich zähle mich zu ihnen. Wir verändern die vorherrschende Sicht auf Behinderungen und nehmen vor allem diese als diskriminierend, ausgrenzend und unterdrückend wahr.

Obwohl ich mir der systemimmanenten Diskriminierung und Unterdrückung sowie der Tatsache, dass andere Minderheiten ähnliche Erfahrungen machen, bewusst bin, habe ich lange gebraucht, um zu begreifen, dass es eine Bezeichnung für das von mir Erlebte gibt. „Validismus“ – dieser Begriff hat es mir ermöglicht, einen Bezugsrahmen zu schaffen, der einerseits die Ablehnung des behinderten Körpers erklärt und andererseits die verschiedenen Erscheinungsformen der Gewalt, die man ihm antut. Ich stieß auf ihn beim Lesen von Texten angelsächsischer Aktivist\*innen. Hier begegnete ich auch zum ersten Mal dem

Konzept der Intersektionalität von Kimberlé Crenshaw. Es erlaubte mir zu analysieren, was es bedeutet, eine behinderte Frau\* zu sein, und zwar ohne die Perspektive auf die Behindertenfeindlichkeit zu beschränken.

Momentan engagiere ich mich für den CLHEE (Collectif Lutte et Handicaps pour l'Egalité et l'Emancipation), einen Zusammenschluss von jungen Männern und Frauen\* mit Behinderung. In Frankreich sind die wichtigsten Vereinigungen für behinderte Menschen nicht unbedingt strikt gegen den Validismus eingestellt. Ihre Haupttätigkeit besteht in der Verwaltung von Behinderteneinrichtungen. Doch erinnern wir uns daran, dass die UN eine Institutionalisierung durch das Übereinkommen zu Rechten von Menschen mit Behinderungen (BRK) verurteilt hat.

Feministische Bewegungen in Frankreich wiederum befassen sich sehr selten mit *Frauen\** mit Behinderungen. Wenn es doch geschieht, dann eher in Form von Anekdoten und mit einer fast vollständigen Verkennung der Lebenswirklichkeit dieser Frauen\* – sie werden erwähnt, jedoch nicht sichtbar gemacht. Manchmal wird sogar mit einer ganz klar behindertenfeindlichen Sicht auf sie Bezug genommen. Es existiert nur eine einzige Vereinigung, die sich für Frauen\* mit Behinderungen einsetzt. Doch obwohl sie sich der doppelten Diskriminierung, die diese *Frauen\** erleiden müssen, bewusst ist, beruft auch sie sich nicht auf den intersektionellen Feminismus.

Entsprechend ist die Perspektive vom CLHEE in ihrer antivalidistischen und intersektionalen Dimension so selten wie innovativ. Beschäftigt man sich allerdings mit zwei der jüngst von der derzeitigen Regierung getroffenen Maßnahmen, fällt auf, in wieweit die Plastizität des Konzepts von Kimberlé Crenshaw es möglich macht, die Konsequenzen der uns betreffenden Politik einer genauen und notwendigen Analyse zu unterziehen.

Die Führung der von Emanuel Macron gegründeten Partei „La République en Marche“ hat vor kurzem ein Gesetz namens „ÉLAN“ verabschiedet. Es nimmt Bezug auf die Verpflichtung aus dem Gesetz „2005“. Dieses sieht vor, alle Neubauwohnungen, die sich im Erdgeschoss befinden oder mit einem Aufzug zu erreichen sind, barrierefrei zu gestalten. Damit werden aber nur 20 Prozent der neu gebauten Wohnungen barrierefrei sein. Die durch dieses Gesetz zum Ausdruck kommende Diskriminierung wurde von einigen Behindertenverbänden kritisiert. Das Problem, eine barrierefreie Wohnung zu bekommen, wird viele behinderte Menschen zu einem Leben in einer Einrichtung zwingen. Bisher wurden jedoch nur unzureichend die Folgen der Wechselwirkung von Klasse, Geschlecht und Behinderung aufgezeigt. Den ärmsten Männern und Frauen\*, jenen, die eine Barrierefreiheit in Neubauten nicht finanzieren können oder schon gar nicht die Mittel haben, ein eigenes Grundstück zu erwerben, um dort ein Eigenheim zu errichten, bleibt oftmals nur die „Wahl“ einer Einrichtung. Diese Einrichtungen, von einigen zwar als Schutzraum bezeichnet, fördern im Gegenteil aufgrund ihres geschlossenen Charakters und aufgrund eines schwachen Kontrollsystems von außen Missbrauch. Das schließt auch den sexuellen Missbrauch ein, der regelmäßig durch die Medien aufgedeckt wird und vor allem Frauen\* betrifft.

Abgesehen von der Loi ÉLAN wurde zudem ein Beschluss gefasst, der weiterhin die Einbeziehung des Einkommens des Ehepartners vorsieht, so dass die finanzielle Unterstützung für erwachsene Menschen mit Behinderung gemindert oder sogar gestrichen werden kann. Die finanzielle Abhängigkeit vom Ehepartner, die oft mit einer physischen Abhängigkeit einhergeht, wird in Zukunft nicht mehr alle Menschen mit Behinderung in gleichem Maße betreffen. Es werden die abhängigsten von ihnen betroffen sein – insbesondere Frauen\*, und das obwohl sie fast

doppelt so häufig wie Frauen\* ohne Behinderung Opfer physischer und sexualisierter Gewalt durch ihre Partner werden. Hinzu kommt, dass diese Opfer von Gewalt aus Gründen der fehlenden Barrierefreiheit von entsprechenden Betreuungseinrichtungen schlechter versorgt werden.

Schon diese nur oberflächlich geschilderten Beispiele veranschaulichen, wie wichtig ein intersektioneller Ansatz ist, um die mannigfaltigen Folgen einer einzigen Maßnahme in unserem Gemeinwesen sichtbar zu machen (Diskriminierung in der Diskriminierung). Sie zeigen auch, wie die Politik die Vulnerabilität von Frauen\* mit Behinderung verursacht, während sie im Allgemeinen als etwas dargestellt wird, das automatisch mit der Situation dieser Frauen\* verknüpft wäre.

Das Konzept der Intersektionalität scheint mir somit ein Interpretationsrahmen zu sein, der die Besonderheiten, die aus parallel stattfindenden unterschiedlichen Diskriminierungssituationen erwachsen, präzise erfasst und gleichzeitig Möglichkeiten aufzeigt, diesen entgegenzuwirken. In meinen Augen ist es aufgrund seiner Offenheit jedoch vor allem ein wertvolles Werkzeug, um Barrieren abzubauen, Kämpfe für mehr Empathie gemeinsam aufzufechten und unsere Kämpfe zu unser aller Nutzen zusammenzuführen.



# ***Intersektionalität – ein Konzept von Gewicht und mit Geschichte***

*Von Sabine Hark*

Wer Kimberlé Crenshaw sagt, meint Intersektionalität – und umgekehrt. Das ist ungefähr so wie Einstein und die Relativitätstheorie oder wie Newton und das Gesetz der Gravitation. Zwei Seiten derselben Medaille. Untrennbar. Und von einigem Gewicht. Schließlich hat das Konzept der Intersektionalität wie kaum ein anderes in den vergangenen Jahren weit über das feministische Denken hinaus unser Verständnis der Komplexität von Diskriminierung und der vielfältigen, oft widersprüchlichen Verflechtungen und Überlagerungen von Herrschaftsstrukturen geprägt. Dass wir seit der UN-Weltkonferenz gegen Rassismus im Jahr 2001 in Südafrika von „Mehrfachdiskriminierung“ sprechen, ist nur einer von vielen Belegen hierfür. Intersektionalität antwortet auf die große Herausforderung, dass die Lebensverhältnisse und Subjektivitäten aller Geschlechter nur begreift, wer sich analytisch nicht auf Geschlecht beziehungsweise *Gender* beschränkt, jene Verhältnisse aber ebenso wenig ohne ein umfassendes Verständnis von Geschlechterverhältnissen und *Gender* zu verstehen sind. Geschlechterverhältnisse ebenso wie rassifizierte, ethnifizierte oder Klassenverhältnisse kollaborieren mit anderen Dimensionen sozialer Teilung, sie sind durch diese vermittelt und gebrochen, und sie vermitteln und brechen diese. „Rasse“, so hat es Judith Butler einmal formuliert, wird „in der Modalität von Sexualität“ und „das soziale Geschlecht

in der Modalität von ‚Rasse‘ gelebt“. Marginalisierungen treten also nicht nacheinander oder nebeneinander auf, sie amalgamieren, überlagern sich, treten im Gewand der jeweils anderen auf. Intersektionalität, so Kimberlé Crenshaw, bedeutet, dass ich nicht erst von Rassismus und dann von Sexismus überfahren werde, sondern von beidem gleichzeitig. Wie gleichermaßen aufregend und herausfordernd für das Denken der Verflechtung von Herrschaftsverhältnissen das noch immer ist, wird deutlich, wenn wir uns vergegenwärtigen, wie lange wir schon versuchen, so zu denken. Denn das reicht weit über Crenshaws Bild der sich überkreuzenden Achsen zurück. In ihrer Biographie *A Colored Woman in a White World* aus dem Jahr 1940 hatte die afro-amerikanische Journalistin, Bürgerrechtsaktivistin, Feministin und Vorkämpferin für das allgemeine Wahlrecht, Mary Church Terrell, die 1904 auf dem Internationalen Frauenkongress in Berlin zusammen mit Susan B. Anthony die US-amerikanischen Frauenrechtsvereine vertrat und dort die einzige Schwarze Rednerin war, ihre eigene Geschichte beschrieben als die einer „colored woman living in a white world. *It cannot possibly be like a story written by a white woman. A white woman has only one handicap to overcome – that of sex. I have two – both sex and race.*“ Und noch einmal ein halbes Jahrhundert früher, 1892, hatte die noch in der Versklavung geborene afro-amerikanische Autorin, Soziologin, Mathematikerin, Pädagogin und Aktivistin Anna J. Cooper, die 1925, im Alter von 65 Jahren, als erst vierte Schwarze Frau in der Geschichte der USA einen Dokortitel in Philosophie erwarb, erklärt: „The colored woman of to-day occupies a unique position in this country. *She is confronted by both a woman question and a race problem, and is as yet an unknown or an unacknowledged factor in both.*“

Mary Church Terrell und Anna J. Cooper sind – wenigstens in deutschsprachigen akademischen wie aktivis-

tischen Zusammenhängen – selbst noch zu entdeckende Unbekannte, doch im Konzept der Intersektionalität lebt ihr Denken unwissentlich fort. 100 Jahre nach Anna Coopers Überlegungen sollte Kimberlé Crenshaw indirekt an diese Figur der „unknown“ bzw. „unacknowledged“ Position der Schwarzen Frau\* anknüpfen, als sie von „intersectional invisibility“, also der Unsichtbarkeit intersektional strukturierter Positionen und Verhältnisse sprach. Crenshaw meinte damit eine systematische Überblendung, wodurch sowohl die geschlechtsbezogenen Aspekte rassistischer Diskriminierung wie die rassistischen Implikationen geschlechtsbezogener Diskriminierung unsichtbar gemacht würden. An Mary Church Terrell oder Anna J. Cooper zu erinnern ist deshalb mehr als bloße Nostalgie, es stellt vielmehr eine aktive Intervention dar in eine in der Diskussion um Intersektionalität oft feststellbare eigentümliche Geschichtsvergessenheit, die wiederum selbst aktiv zur Unsichtbarmachung der reichen und vielfältigen Geschichte feministischen Denkens und feministischen Aktivismus' zur Verflechtung von Sexismus und Rassismus beiträgt. Und das gilt vielleicht mehr noch als für Crenshaw selbst für die Geschichte der deutschsprachigen Rezeption ihrer Arbeiten. Denn lange vor der transatlantischen Reise und der Ankunft der Metapher der Kreuzung von Unterwerfungsverhältnissen in den 1990er Jahren wurde auch hier in feministischen, lesbisch-feministischen und frauenbewegten Zusammenhängen intensiv gerungen um die Frage, wie Sexismus, Rassismus und klassenbasierte Herrschaftsverhältnisse miteinander verknüpft sind.

Ich will dafür nur ein Beispiel nennen: Im Aufruf zum ersten gemeinsamen Frauenkongress ausländischer und deutscher Frauen, der im März 1984 in Frankfurt am Main stattfand, beschreiben die Frauen\* – sich damals selbst „ausländisch“ nennend – ihre Lage so: „Ausländerin zu sein, d. h. direkte Entmündigung und Unterdrückung

in dreifacher Hinsicht: als Ausländerin, als Lohnabhängige und als Frau“. „Höchste Zeit“ sei es, aus der „Isolation und der Vereinsamung im täglichen Kampf gegen die Unterdrückung durch die Gesetzgebung, durch die Männer, durch die Verhältnisse am Arbeitsplatz“ hervorzutreten, das „Schweigen zu brechen im Austausch untereinander, aber auch im Austausch mit deutschen Frauen“. Die Idee zum Kongress war entstanden, nachdem die Frauen\* auf dem „Tribunal gegen Ausländerfeindlichkeit und Menschenrechtsverletzungen“, das im Jahr zuvor stattgefunden hatte, wieder einmal die Erfahrung gemacht hatten, „daß die ‚Frauenfrage‘ als Randfrage“ behandelt wurde, für die eine Diskussion in einer Arbeitsgruppe ausreiche, wie sie in der Dokumentation des Kongresses schreiben. Auf dem Kongress selbst, der unter dem Motto „Sind wir uns denn so fremd?“ stand und an dem mehr als 1000 Frauen\* teilnahmen, wurde in mehreren Vorträgen und Arbeitsgruppen das Verhältnis von Rassismus und Sexismus intensiv untersucht und diskutiert. Noch heute erinnere ich lebhaft die leidenschaftlichen Diskussionen, die intensiven Versuche, einander verständlich zu werden, den unbändigen Willen, etwas zu bewegen.

Auf diesem „1. gemeinsamen Kongress ausländischer und deutscher Frauen“ wurde lebendig, was die Sozialwissenschaftlerin Gudrun Axeli Knapp die „heiße epistemische Kultur“ des Feminismus genannt hat: dass Feminist\*innen und frauenbewegte Frauen\* – nicht immer das Selbe – nah an den Bedingungen und Konstellationen ihrer spezifischen Leben und Erfahrungen feministische – ja: auch intersektionale – Theorie produzieren. Es sind Ereignisse wie diese – und viele mehr ließen sich nennen –, die Teil einer wesentlich noch zu erzählenden feministischen Genealogie intersektionaler Wissensproduktion sind. Und die Arbeit der „ausländischen Frauen“ des Frankfurter Kongresses, ihre Bestrebungen, die ihnen widerfahrene

„Entmündigung und Unterdrückung in dreifacher Hinsicht“ zu verstehen und zu politisieren, sind Teil dieser Geschichte. Es ist die Geschichte einer Wissensproduktion die gerade da ansetzt, wo die oft in der Verkündung steckenbleibenden Intersektionalitätsprogrammatiken Halt machen: an der Erforschung der je konkreten und letztlich zufälligen Konstellationen von Dominanz und Unterwerfung, Ermächtigung und Beschränkung. Intersektional zu denken und intersektional Politik zu machen heißt daher auch, der Unsichtbarmachung dieser Geschichte entgegen zu wirken.

*„Es ist 27 Jahre her, dass  
Anita Hill vor dem Senate  
Judiciary Committee die sexuelle  
Belästigung durch Clarence  
Thomas bezeugt hat. (...) Doch  
haben wir noch immer nichts aus  
unseren Fehlern von 1991 gelernt.  
Noch immer ignorieren wir  
die einzigartige Verletzlichkeit  
von Schwarzen Frauen.“*



Kimberlé Crenshaw  
und Luke Harris,  
Mitgründer des AAYP  
Foto: Julia Sharpe-Levine

# ***Rassistischer Kapitalismus: Hierarchien der Zugehörigkeit***

*Von Fatima El-Tayeb*

Intersektionalität ist für mich die mit Abstand wichtigste Form praktischer Theorie und theoriebildender Praxis. Sie ist deskriptiv, weil sie meine eigenen Lebenserfahrungen für mich deutbar macht, und sie ist präskriptiv, indem sie mir Richtschnüre an die Hand gibt für wissenschaftliche Arbeit, Aktivismus und persönliche Beziehungen. In allen drei Bereichen geht es letztendlich darum, Unterschiede als Quelle von Möglichkeiten und nicht von Angst zu begreifen. Bündnisse als laufende Arbeit zu sehen, als Beziehungen, die wunderbar und sogar transformativ sein können, aber nicht für immer dauern müssen.

Intersektionalität verweist für mich auch auf die tief greifende und notwendige Verbindung zwischen Bewegungen und Theoretiker\*innen. Intersektionalität ist ein Stichwort, ein von Kimberlé Crenshaw eigens entwickelter und ausgearbeiteter Begriff, zugleich aber auch der Höhepunkt von Jahrzehnten der Selbstorganisation Schwarzer Frauen gegen die eigene Marginalisierung und für allgemeine Befreiung, von Anna Julia Cooper über Frances Beal, das Combahee River Collective und Audre Lorde bis zur National Welfare Rights Organization.

Intersektionalität ist eine brillante politische Theorie, die unzählige Reaktionen und Ergänzungen inspiriert, neue Forschungsfelder wie die Queer of Color Critique angeregt und ganze Wissenschaftsfächer umgekrempelt hat.

Auch von der neoliberalen akademischen Welt wurde sie vereinnahmt, vom oberflächlichen Multikulturalismus, der an die Stelle einer ernsthaften Befassung mit Unterschiedlichkeit und dem von ihr erzeugten Machtungleichgewicht nur oberflächliche Lippenbekenntnisse zu „Diversität“ setzt.

Manche sind der Meinung, Intersektionalität habe sich mittlerweile totgelaufen, dreißig Jahre nach dem Erscheinen von „Demarginalizing the Intersection of Race and Sex“. Andere, wie ich, sind überzeugt, dass wir die Erkenntnisse daraus noch dringend brauchen. Gerade jetzt, angesichts der erfolgreichen Allianz von Neonationalismus und Neoliberalismus, wieder einmal mit der altbewährten Strategie von Teilen und Herrschen durch Dämonisierung von Unterschieden. Gemeinsamer Widerstand gegen diese globale Bedrohung ist unabdingbar, wird aber oft gehemmt durch den Anspruch, Unterschiede zu negieren und sich hinter einem einzigen, gemeinsamen Ziel zu versammeln – jede Kritik daran wird als schädliche, egoistische „Identitätspolitik“ abgestempelt –, was wieder die gleichen Teilungen und Ausgrenzungen ergibt, die den intersektionalen Aktivismus Schwarzer Frauen ursprünglich entstehen ließen. Wie Audre Lorde 1982 beobachtete: „There is no such thing as a single-issue struggle because we do not live single-issue lives.“ (Es gibt nicht den Kampf um das eine Thema, denn unsere Leben drehen sich nicht nur um ein Thema.) Sie sagte das in einer Rede mit dem Titel „Learning from the 60s“ (Von den 60ern lernen), und ich würde sagen, der Lernprozess dauert bis heute an.

Der Widerstand gegen „Identitätspolitik“ und Intersektionalität reicht bis in weite Teile der (*weißen*) Linken, die nach wie vor die Benennung hierarchisierter Unterschiede und deren Folgen als Akt der Spaltung abstempelt, als Ausspielen der „*Rassen*“-Karte, Opferhaltung, Negierung, dass auch *weiße* Männer unterdrückt sein können ...



Wenn ich mich als Schwarze, lesbische Migrant\*in begreife, tue ich nichts davon – ich beanspruche lediglich meine Positionalität in einer Welt, in der „Rasse“, Gender, Sexualität und Staatsangehörigkeit herangezogen werden, um Hierarchien der Zugehörigkeit zu schaffen. Insbesondere lesbische und Trans\*Schwarze Menschen müssen nicht nur mit dem strukturellen Rassismus, Sexismus, Queer- und Transphobie in der allgemeinen Gesellschaft fertig werden, sondern sehen sich dem auch in Aktivist\*innenkreisen gegenüber. Sie können es sich nicht leisten, davon auszugehen, dass ihre Stimme gehört und ihre Interessen berücksichtigt werden, und die von ihnen erwartete Solidarität gegenüber feministischen, LGBT, Schwarzen und muslimischen Gemeinschaften bekommen sie oft nicht zurück, weil sie sogar in diesen Kreisen immer noch als abweichend gelten. Nichtsdestotrotz sind lesbische und Trans\*Schwarze Menschen entscheidend für antirassistische, feministische und queere Bewegungen; sie machen oft die am wenigsten wertgeschätzte Arbeit und sehen sich dabei ständig Ignoranz und Aggressionen gegenüber. Das ist kein Zufall, ebenso wenig wie der Ursprung von Intersektionalität im Aktivismus Schwarzer Frauen, die ihre Befreiung selbst in die Hände nehmen mussten.

Intersektionalität bedeutet aber auch die Notwendigkeit, wachsam zu bleiben für neue Konstellationen, Verschiebungen in vernetzten Machtgefügen und der eigenen Positionalität gegenüber Verbündeten und Gegner\*innen. Sie verlangt ehrliche Einschätzungen verschiedener Erfahrungen (wie Crenshaw in *Mapping the Margins* schrieb: „Das Problem bei der Identitätspolitik ist nicht, dass sie Unterschiede nicht überwindet, ... sondern vielmehr das Gegenteil – dass sie dazu neigt, Unterschiede innerhalb von Gruppen zu verschmelzen oder zu ignorieren... das Ignorieren von Unterschieden in Gruppen führt zu Spannungen...“), nicht aber selbstgerechte Opfermentalität. Zu

den wichtigsten gewonnenen Erkenntnissen der Intersektionalität zählt die Notwendigkeit, wachsam zu bleiben hinsichtlich unserer eigenen vielschichtigen Positionalitäten in den verschiedenen Netzen, in denen wir uns bewegen; uns nicht nur klar zu machen, wann wir privilegiert sind, sondern das auch zu nutzen, um das intersektionale System des rassistischen Kapitalismus endgültig abzubauen.

# ***Imaginierte Community: Kimberlé Crenshaw und „Queer/Trans of Color“– Politiken***

*Von Jin Haritaworn*

Ich lebe an einem Ort, wo ich trans, queer, kinky, poly, links, Mensch of Color, Elternteil, Aktivist, Akademiker und Künstler sein und mit all diesen Eigenschaften Community finden kann, die mich im Großen und Ganzen versteht. Intersektionalität ist hier kein akademischer Begriff, sondern ein Konzept, das auch von Menschen, die nie an der Uni waren, benutzt und verstanden wird. Solche Community gab es nicht immer und überall.

Queer, trans und of Color zu sein heißt oft, mutterseelenallein zu sein. Vor allem für Leute, die in den 1990ern und frühen 2000ern ihr(e) Coming Out(s) hatten. Leute wie mich. Damals waren People-of-Color-Räume zumeist hetero oder vehement cis und defensiv gegenüber Transidentitäten, die sie genauso *weiß* interpretierten. Das wird in heutigen Diskussionen über Archive, Vorfahren und intergenerationale Beziehungen gerne vergessen. Wir waren einfach verdammt wenige, und Verbündete gab es kaum. Auch queere Räume boten keine Alternative, da sie brutal *weiß* und damit beschäftigt waren, mit Rassismus in Politik und Medien ihre Karriere zu machen. Oft war es daher besser, die eigenen Kreise klein zu halten. In London hatte ich zwei Freunde, die auch trans und of color waren. In Berlin einen. Unsere Beziehungen waren beständiger

Fetischisierung und dem Prinzip von Teile und Herrsche ausgesetzt. Ich wundere mich manchmal, dass unsere Freundschaften überhaupt so lange existieren konnten. Um Community zu finden, musste man viel reisen, und das sind wir alle. Entweder mit Sack und Pack – so wie ich von NRW nach London, Berlin und schließlich Toronto. Oder in Gedanken, tief in Büchern, Zines und später Blogs versunken. Bücher wie *This Bridge Called My Back*, *Entfernte Verbindungen*, *Sister/Outsider*, *Farbe bekennen*, *Women, Race and Class*, *Miscegenation Blues* und *Q&A: Queer and Asian in America* schafften für mich Welten, die es um mich rum nicht gab und teilweise immer noch nicht gibt. Um Community zu finden, braucht man oft viel Vorstellungskraft. Die meisten Autor\*innen habe ich im wirklichen Leben nie kennengelernt, und wenn doch, waren manche dieser Begegnungen enttäuschend. Doch eine Zeit lang gaben mir ihre Worte Gesellschaft und nährten mich in Fasern und Facetten, die sie vielleicht nicht voraussehen konnten.

Die Ehre, Kimberlé Crenshaw persönlich zu begegnen, hatte ich erst einmal, und zwar auf dem von Cengiz Barskanmaz 2012 organisierten *Critical Race Theory Europe* Symposium. Teil meiner „imaginierten Community“ (ein Ausdruck, den Ben Anderson in einem ganz anderen Zusammenhang prägte) wurde sie dagegen bereits seit Ende der 1990er in London. Eine Frau of Color, die den einzigen Gender-Kurs mit mir besuchte, erwähnte sie im Fahrstuhl. Auf der Leseliste war sie nicht, und auch in den anderen Londoner Gender-Studies-Klassenzimmern, die ich später als Magister-Studi und Doktorand besuchte, wurde ihr Name kaum erwähnt. Seltsam, wenn man bedenkt, wie berühmt sie schon damals war! Zugleich erstaunt es nicht. Es war zur Zeit der Millenium-Wende, und der Backlash gegen Schwarzen Feminismus im Namen von Post-Strukturalismus und Post-Modernismus war im vollen Gange. Audre Lorde wurde noch unterrichtet, aber mit

dem Zusatz: „Jetzt machen wir die Dinge anders“. In der Woche darauf standen dann auch Butler und andere weiße Queer-Theoretiker\*innen auf der Leseliste, die Konzepte wie Intersektionalität und Positionalität als überholt, essentialistisch, statisch, binär und identitär diskreditierten. Gerade Queers of Color wurden oft als Beispiele vorgeführt, dass jede Identität „zwangsweise“ Ausschlüsse produziert (die eigene Komplizenschaft und Unfähigkeit zu teilen, hat damit scheinbar nichts zu tun!). Für die theoretischen und politischen Interventionen von mehrfach marginalisierten Menschen gerade auch in Europa interessierte sich also kaum jemand, und auch wir brauchten eine Weile, einander schätzen zu lernen. So meinte auch die *weiße* queere Herausgeberin eines Artikels, den ich Anfang der 2000er zum Thema Intersektionalität schrieb, das Wort gäbe es nicht auf Deutsch. Ein paar Jahre später landete es dann auf ihrer Webseite.

Crenshaws Schreiben fand ich schließlich auf eigene Faust. Ihr folgendes Come-Back zum vermeintlich vulgären Konstruktionismus der dominanten anti-Identitären ließ mein Herz höher schlagen:

*At this point in history, a strong case can be made that the most critical resistance strategy for dis-empowered groups is to occupy and defend a politics of social location rather than to vacate and destroy it.*

Später gab Crenshaw mir und meinen Studierenden mit ihren Gedanken zu Gewalt Community. Ihre Texte zu häuslicher Gewalt gegen cis-Frauen of Colour und Migrantinnen enthielten Argumente, die wir auch auf homophobe und transphobe Gewalt gegen People of Colour erweitern konnten. So waren Crenshaws Texte auch die ersten, die ich las, die den Rückgriff der *weiß* dominierten Frauenbewegung

auf therapeutische und polizeiliche Maßnahmen kritisieren. Vor allem bestätigte sie für uns, dass Menschen, deren Aufenthaltsstatus von ihre\*r Partner\*in abhängt, und Schwarze Menschen, deren Communities ständiger Polizeigewalt ausgesetzt sind, gute Gründe haben, die Polizei nicht zu rufen – und dass viele Opfer von Gewalt weitere Gewalt erfahren, wenn die Polizei kommt. Crenshaw nährte somit auch unsere Suche nach Alternativen zum rassistischen Staat und den *weiß* dominierten Bewegungen, die ihn stützen. Gerade auch die Erfahrungen Schwarzer Transfrauen wie CeCe MacDonald, die eingesperrt wurde, nachdem sie sich gegen ihre Angreifer/innen verteidigte, und hinter Gittern zu einer führenden Gefängnis-Abolitionistin wurde, zeigen, dass unser Verständnis von Intersektionalität und die Politiken von queeren und transgender Schwarzen und indigenen Menschen und Menschen of Color einander dringend brauchen.

Als nicht-Schwarze Person stehe ich in der Schuld von Kimberlé Crenshaw und anderen Schwarzen Feminist\*innen, die uns Konzepte wie Intersektionalität gegeben haben. Auch weiß ich zu schätzen, wie konkret und nachhaltig Crenshaw intersektionale Wissensformationen im deutschsprachigen Raum unterstützt. Anders als viele nordamerikanische Theoretiker\*innen ist sie keine Fly-in-Akademikerin, die in Berlin Urlaub macht und dann wieder nach Hause zurückkehrt. Ihre Präsenz am von Emilia Roig gegründeten Center for Intersectional Justice in Berlin, einem wichtigen Ort, dessen Aktivitäten Menschen of Color aller Sexualitäten und Geschlechtsidentitäten dienen, attestiert dies.

# ***Wo sind in Europa die Schwarzen Professorinnen?***

Von Iyiola Solanke

Als Kim Crenshaw 1989 ihren heute legendären Artikel über Intersektionalität für den *Harvard Civil Rights Civil Liberties Law Review* verfasste, hat sie wohl kaum geahnt, welche Wirkung er weltweit entfalten würde. Die Idee der Intersektionalität überwindet seitdem territoriale Grenzen und auch Disziplinen und ist zu einem der erfolgreichsten Theorien geworden, die je aus den USA exportiert wurden. Crenshaw wird für immer mit dieser wirkmächtigen und aufrüttelnden Idee in Verbindung gebracht werden, was sie zu einer der einflussreichsten Wissenschaftlerinnen in der Welt und zweifelsohne in der Geschichte macht. Ideen von Schwarzen Frauen\* haben sich selten weit und umfassend verbreitet, obgleich neuere Filme wie *Hidden Figures* von Margot Lee Shetterly zeigen, dass Ideen, die die Geschichte verändert haben, tatsächlich viel häufiger von Schwarzen Frauen\* stammen als angenommen.

Als ich Junior-Professorin wurde, fing ich an, mich mit der Theorie der Intersektionalität auseinanderzusetzen, – die einzige Schwarze, die an einer regionalen Universität in Großbritannien lehrte, in einem Land, das 2018 nicht mal 30 Professorinnen afrikanisch-karibischer Abstammung bei einer Gesamtzahl von 18.000 hatte. In meiner prekären Lage – Schwarz, britisch, weiblich, junior, sichtbar und dennoch unsichtbar – hatte ihr Artikel eine enorme Wirkung auf mich. In der überwiegend *weißen* und männlichen und

britischen Jurawelt war es inspirierend zu wissen, dass diese Theorie, von einer Person verfasst worden war, die aussah wie ich. Und es war beruhigend, dass sie solchen Anklang fand und weltweit von Wissenschaftler\*innen in unterschiedlichen Bereichen angewendet wurde.

Ich war also anfänglich hocheifrig darüber, wie Intersektionalität in Europa aufgenommen wurde. Doch je mehr ich las, umso mehr bestürzte mich ihre offensichtliche Transformation: Auf der einen Seite gab es dieses Konzept – von einer Schwarzen Frau\* entwickelt, um die rechtliche Situation von Schwarzen Frauen\* zu verbessern –, auf der anderen Seite jedoch waren Herkunft und Ziel in den dazu von europäischen Wissenschaftler\*innen und Forscher\*innen verfassten Arbeiten kaum noch zu erkennen. Viel wurde geschrieben über „Mehrfachdiskriminierung“, nichts jedoch über Rassismuskritik oder rassistisch-kritischen Feminismus. Wenig konnte ich zur Rolle von Schwarzen Arbeiterinnen im globalen Kapitalismus finden, und jedwede Anerkennung für die Idee der Synergie, welche der Theorie zugrunde liegt, blieb aus.

Die Oberflächlichkeit der europäischen Übertragung führte mir zwei wichtige Dinge vor Augen: Erstens, die Macht der akademischen Welt in ihrer Rolle als Erzeuger von modernem Wissen; und zweitens – angelehnt an den ersten Punkt – die Gefahren der Homogenität in der akademischen Lehre bei der Ausübung dieser wichtigen öffentlichen Aufgabe. Universitäten und Forschungseinrichtungen müssen nicht nur in der Ausbildung eine wichtige Rolle spielen, sondern auch bei der Erzeugung von Wissen und Theorien, die das tägliche Leben prägen. Für die Intersektionalität gilt: Die Theorie wurde von Wissenschaftler\*innen in den USA entwickelt, um ein soziales und rechtliches Phänomen aufzuzeigen, und reist seither durch Hochschulen, um ihren Einfluss auf die Welt geltend zu machen. Die Autorin Sirma Bilge behauptet, dass das Stillschweigen



über ihre Entstehung der Schlüssel zu ihrem Erfolg gewesen sei. Nur deshalb sei Intersektionalität so breitflächig angenommen worden. Der Preis für diese Transformation war demnach enorm: Die fehlende tiefgreifende Auseinandersetzung mit der Theorie führte dazu, dass das Konzept zu einer „vielköpfigen Hydra“ wurde, wie im Fall „DeGrafenreid“ erwähnt, wenn auch in gänzlich anderer Absicht. Sie verkümmerte zu einer weiteren Identitätstheorie und wurde verworfen, anstatt zu einer Philosophie globaler Ungerechtigkeit erhoben zu werden. Schwarze Frauen\* wurden im Rahmen der Antidiskriminierungsgesetzgebung erneut marginalisiert.

Die Remarginalisierung Schwarzer Frauen\* lässt sich auch auf das Fehlen von Schwarzen Wissenschaftler\*innen an europäischen Hochschulen zurückführen. Es gibt nur einige wenige Schwarze Professor\*innen oder promovierte Forscher\*innen in Großbritannien und noch weniger in Europa insgesamt. Das Aushöhlen von Intersektionalität war also nur möglich, weil es keine kritische Masse an Schwarzen Professor\*innen gab, die aus der Perspektive und basierend auf den Erfahrungen Schwarzer Europäer\*innen an den Orten forschten, an denen sich die Theorie etablierte, nämlich an europäischen Universitäten und Forschungseinrichtungen. Bedauerlicherweise müssen wir in Großbritannien und Europa die Notwendigkeit, eine kritische Masse auch in der Wissenschaft zu haben, erst noch begreifen.

Damit einher geht die Tatsache, dass das Konzept der *Rasse* nach wie vor ein Tabu in vielen europäischen Ländern ist. Eine Diskussion über *Rasse* gilt schnell als Rassismus, obgleich die Objektivierung des Schwarzen weiblichen Körpers – zum Beispiel als barbusiger Kuchen gefüllt mit einem blutroten Schwamm<sup>1</sup> – zulässig ist. Immer dort,

---

1 <http://www.theguardian.com/world/2012/apr/17/sweden-europe-news>; <http://www.bbc.co.uk/news/world-europe-17749533> [Zugriff am 24. Nov. 2018]. Siehe auch: Kayla Ruble (2014): Sweden Plans to Thwart Racism By

wo *Rasse* als soziopolitische Kategorie zurückgewiesen wird, werden Schwarze Arbeiterinnen weiterhin marginalisiert und bleiben ihre spezifischen Erfahrungen rechtlich und politisch unsichtbar. *Rasse* aus der Intersektionalität zu entfernen führt daher zu einer Remarginalisierung genau der Stimmen und Erfahrungen, die das Konzept eigentlich in den Vordergrund rücken möchte. Vermeidet man den öffentlichen Diskurs zum Thema *Rasse*, schafft man damit die Bedingungen zur Verstetigung von Rassismus und verhindert ein effektives Mittel zu Überwindung von Diskriminierung.

Diese Remarginalisierung im europäischen Diskurs um Intersektionalität zu erkennen und zu verstehen, warum sie möglich war, hatte eine tiefgreifende Wirkung auf mich: Hatte ich anfänglich an meiner Position und meinem Wert als Wissenschaftlerin gezweifelt, begriff ich nun, dass ich als eine der wenigen Schwarzen Wissenschaftlerinnen in Großbritannien eine wichtige Rolle innehatte: Ich musste sicherstellen, dass vielfältigen Weltanschauungen eine Stimme und Sichtbarkeit in der akademischen Lehre gegeben würde. Das bedeutete, dass ich die Intersektionalität aus dem Bereich der Identitätspolitik wieder herauszulösen zu hatte. Ich bemühte mich, die Intersektionalität von sämtlichen Missverständnissen zu befreien. Damit sie als Rechtsmittel für all diejenigen fungieren könnte, die sich im toten Winkel des Antidiskriminierungsgesetzes wiederfanden, musste sie wieder in der Geschichte und dem Gedankengut der Schwarzen Frauen seit der Sklaverei verortet werden. Dann, davon war ich überzeugt, würde die Welt den vollen Wert der Intersektionalität sowie den wichtigen intellektuellen Beitrag von Schwarzen Wissenschaftlerinnen erkennen und wertschätzen.

---

Eliminating the Mention of Race From Its Laws. Online at <https://news.vice.com/article/sweden-plans-to-thwart-racism-by-eliminating-the-mention-of-race-from-its-laws> [Zugriff am 24. Nov. 2018]

Entschlossen wie ich war, gelang es mir, in der renommierten Jura-Zeitschrift *Modern Law Review* einen Artikel zu veröffentlichen, der den Titel trug: „Putting Race and Gender Together: A New Approach to Intersectionality“. Daraufhin wurde ich gebeten, einen weiteren Beitrag zu schreiben – dieses Mal für das angesehene *Industrial Law Journal* über die intersektionale Klausel im britischen Gleichstellungsgesetz von 2010. Im Laufe der Jahre habe ich versucht, meinen Beitrag zur Intersektionalitätstheorie zu leisten und das Bewusstsein für die gesellschaftlichen Gefahren von Homogenität in der Hochschulbildung zu schärfen. Heute spreche ich regelmäßig über die Notwendigkeit, Schwarze Wissenschaftler\*innen in Großbritannien zu fördern, und zwar nicht nur diejenigen, die bereits als Wissenschaftler\*innen tätig sind, sondern auch die Doktorand\*innen.

Obgleich es in der Theorie der Intersektionalität nicht um Identität geht, hat sie mir doch dabei geholfen, meine eigene wissenschaftliche Identität zu finden und zu behaupten. Ohne die Arbeiten von Kimberlé Crenshaw hätte ich vielleicht nie den Wert meiner eigenen Präsenz in der Wissenschaft verstanden. Während andere mir den Einstieg in die Wissenschaft ermöglichten, gab sie mir den Mut, in diesem Beruf zu bleiben und meine Präsenz sowohl in der Forschung als auch in der Lehre zur Geltung zu bringen – ohne Rücksicht darauf, ob dies vom akademischen Umfeld begrüßt wurde oder nicht.



Kimberlé Crenshaw und  
Eve Ensler beim Women's March  
in Washington, 2017  
Foto: AAPF

*„Zu unserem Entsetzen wurde Anita Hill weder von einflussreichen Demokrat\*innen im Judiciary Committee noch von der Mehrheit der Afro-Amerikaner\*innen verteidigt. Drinnen bei der Anhörung stellten Mitglieder des Komitees sie als wütende und sexuell gestörte Frau dar. Draußen schrieben ihr republikanische Senatoren schändliche Motive und einen dubiosen Hintergrund zu.“*

# *Ein Schwarm Schmetterlinge*

Von Emilia Roig

Ich habe Prof. Kimberlé Crenshaw 2012 an der Columbia University kennengelernt. Sie wurde mir von einer Freundin und Kollegin vorgestellt, die bei ihr studiert hatte, kurz bevor ich als Gastwissenschaftlerin zu einem Forschungsaufenthalt nach New York aufbrach. Mein Projekt war minutiös geplant: Ich hatte mich bereits in die Kurse, die ich belegen wollte, eingeschrieben; den konzeptionellen und analytischen Rahmen meiner Doktorarbeit hatte ich fertig skizziert und den Zeitrahmen mit meiner Betreuerin an der Columbia University abgestimmt. Meine Begegnung mit Kimberlé Crenshaw hebelte meine Pläne jedoch aus. Ohne zu überlegen, fasste ich den Entschluss, mich Kopf über in den neuen theoretischen Ansatz zu stürzen, der sich vor mir auftat.

Prof. Crenshaw willigte ein, meine Betreuerin zu werden, und so ließ ich alle anderen Kurse, für die ich mich eingeschrieben hatte, fallen, um mich ausschließlich und mit voller Aufmerksamkeit – und mit Herz und Seele – den zwei Kursen zu widmen, die sie im Herbstsemester 2012 unterrichtete: „Intersektionalitäten“ und „Critical Race Theory“. Ich war im Handumdrehen fasziniert von ihren Vorlesungen, und meine Neugier verwandelte sich in einen unersättlichen Drang, sämtliche Knoten und Rätsel, die in meinem Kopf umherschwirrten, zu entwirren, aufzudecken und zu lösen. Der *weiße*, eurozentrische Studienplan, der dem Studium an deutschen, britischen und französischen Universitäten zugrunde lag, hatte mir nicht

die Antworten gegeben, nach denen ich suchte. Bestenfalls hatte er dazu geführt, dass ich mich fehl am Platz fühlte; schlimmstenfalls hatte er ein tiefes Unbehagen in mir ausgelöst.

Im Rahmen meines Jura- und Staatswissenschaftsstudiums hatte ich nichts von postkolonialen, feministischen und anderen kritischen Studien gehört. Die Monate vor meinem Forschungsaufenthalt hatten den Boden für die Kurse von Prof. Crenshaw bereitet: Ich war dabei, dekoloniale Denkweisen, Queerfeminismus und kritische Rechtsstudien kennenzulernen. Ich hatte die bahnbrechenden Arbeiten von Prof. Crenshaw vor meiner Zeit an der Columbia University gelesen, aber niemals hätte ich die tiefgreifenden Auswirkungen, welche diese auf mein privates und berufliches Leben haben würden, vorhersehen können. Diese Entscheidung veränderte den Verlauf meiner Forschung grundlegend und bereicherte sie in einem Maße, das ich mir vorher nicht hätte träumen lassen. Ihre Arbeit förderte mein kritisches Denken, stärkte meine theoretischen Argumente, vertiefte mein akademisches Wissen zum Thema Feminismus, Antirassismus, Intersektionalität und – was wahrscheinlich am allerwichtigsten war – stellte einen analytischen Rahmen bereit, um meine politische Identität zu verstehen und zu artikulieren.

Ich wurde am Stadtrand von Paris geboren; mein Vater ist ein sephardischer und aschkenasischer Jude aus Algerien, meine Mutter stammt aus Martinique, und wenn man meine *Queerness* noch dazu nimmt, hat meine vieldeutige Identität eigentlich nie irgendwo hineingepasst. Aber endlich gab es ein Wort dafür: Intersektionalität! Das Konzept ging über die individuelle Ebene hinaus und setzte gewaltiges Potential auf politisch-struktureller Ebene frei: Diejenigen von uns, die sich an den Kreuzungspunkten („*Intersections*“) verschiedener Ungleichheits- und Unterdrückungssysteme befanden, ließen sich nun sichtbar

machen und konnten endlich aus dem rechtlichen und diskursiven Vakuum heraustreten.

Überaus gewissenhaft hatte ich den Lehrplan studiert, und voller Eifer betrat ich den Unterrichtsraum, um den Einführungstext zu besprechen, als ich zum ersten Mal in meinem Leben einer Mehrheit von anderen Schwarzen Frauen\* gegenüber saß und wir von einer unfassbar charismatischen und inspirierenden Schwarzen Frau\* unterrichtet wurden. Es fällt mir schwer, den wahrhaft gewaltigen, ermutigenden Effekt zu beschreiben, den das Ganze auf mich hatte, daher bemühe ich die Worte von Rupī Kaur:

*Repräsentation  
ist überlebenswichtig  
sonst kann sich der Schmetterling  
von einer Gruppe Motten umgeben  
nicht selbst sehen  
und wird versuchen, selbst eine Motte zu werden  
- Repräsentation*

*Rupī Kaur, Die Blüten der Sonne*

Ich war von Schmetterlingen umgeben – eine überwältigende Erfahrung. Abgesehen von dem selbstverständlich faszinierenden Inhalt der Kurse bereitete die Atmosphäre, in der die Linien zwischen Privatem und Politischem verschwammen, den Boden für aufschlussreiche und bewusstseinserweiternde Gespräche zwischen Menschen, die an der Schnittstelle von multiplen Identitäten lebten.

Der Forschungsaufenthalt an der Columbia University veränderte meine Doktorarbeit und mein Leben grundlegend. Ich war aus der Matrix herausgetreten; ein Zurück war unmöglich. So unbehaglich es auch sein mochte – meine Randposition hatte auch seine guten Seiten: das Privileg nämlich, das engmaschige Gefüge des imperialistischen, kapitalistischen, *weißen* Vorherrschaftspatriarchats zu de-

konstruieren (um mit den Worten von bell hooks zu sprechen); die Kapazität, ein anderes Narrativ zu artikulieren, das meine Existenz und Sichtweise reflektiert; die Fähigkeit, bestehende Bezugssysteme zu überdenken und neue zu schaffen; und schließlich das reine Glück, einer globalen Gemeinschaft von Aktivist\*innen, Denker\*innen, Künstler\*innen und Anhänger\*innen anzugehören in einer Welt, die frei von systemischer Unterdrückung ist.

Vier Jahre nach meiner ersten Begegnung mit Kimberlé Crenshaw trafen wir uns im November 2016 erneut in Paris. Wie es das Schicksal so wollte, sprachen wir auf derselben Konferenz an der Sciences Po Paris. Einige Wochen vorher hatte sich ein Gedanke in mir festgesetzt: Ich würde eine Advocacy-Organisation gründen mit dem Ziel, das Konzept der Intersektionalität in Europa weiterzubringen. Beim Abendessen brachte ich die Idee zur Sprache und fragte Kimberlé Crenshaw ganz unverblümt, ob sie die Präsidentin dieser zukünftigen, noch namenlosen Organisation werden wollen würde. Sie sagte zu.

Als ich begriff, wie unglaublich glücklich wir waren, Kimberlé Crenshaw mit an Bord zu haben, gab ich meine Stelle auf und stürzte mich voller Leidenschaft in das Projekt. Sechs Monate später wurde das Center for Intersectional Justice (CIJ) geboren. Es war eine instinktive und leichte Geburt, das natürliche Ergebnis meines politischen Aufbruchs. Entstanden war ein Ort zur Durchsetzung unserer Vision von Intersektionalität, an dem es möglich war, neu in das Konzept zu investieren, seine subversiven Potentiale durch rebellische Praktiken neu aufzubauen und die klaffenden Lücken zu schließen, welche die Intersektionalität auf ihrem Weg von Nordamerika nach Europa geschwächt hatten. Und vielleicht werden wir irgendwann sogar so weit gehen, Teile des Konzepts neu zu erfinden. Genau das ist die Gabe von Kimberlé Crenshaw: Den Menschen am gesellschaftlichen Rand ein Instrument an die



Hand zu geben, das sie gemeinschaftlich kultivieren, anpassen, umformen und entwickeln können.

Durch ihr bedingungsloses Vertrauen, ihren gescheiterten Rat und ihre dezente Lenkung ist Kim von Anfang an eine Mentorin und unglaubliche Quelle der Inspiration für mich gewesen.

*„Donald Trumps Aufstieg ist gepflastert von Angriffen auf Muslime, Frauen, Migrant\*innen, People of Color, auf Menschen mit Behinderungen, ohne gesicherten Aufenthaltsstatus oder queere Personen. Die Wahl am 6. November ist eine gute Möglichkeit, das System Trump abzustrafen.“*



Kimberlé Crenshaw im März 2018  
Foto: Janet E. Dandridge

# ***Reflexion über Migration und feministisches Leben***

*Von Clementine Ewokolo Burnley*

*„Intersektionalität wurde also einfach zum  
Rahmen für Erfahrungen, die im bisherigen  
Denken übersehen worden waren.“*

*Kimberlé Crenshaw*

Meine Arbeit mit Intersektionalität bezieht sich unmittelbar auf meine Erfahrungen als Schwarze afrikanische Migrantin und Feministin, unterwegs zwischen Kamerun und Deutschland, wo rassistischer Kapitalismus jeweils unterschiedlich funktioniert. Intersektionalität erinnert uns daran, dass nicht alle Feminist\*innen gleich sind. Was uns als Schwarze Feminist\*innen anders macht, ist wichtig für die Erklärung, wie wir feministischen politischen Widerstand „machen“ und weshalb Bündnisse manchmal schwer aufrecht zu erhalten sind.

*„Wenn wir nicht intersektional sind,  
werden einige von uns, die am verletzlichsten  
sind, durch die Maschen fallen.“*

*Kimberlé Crenshaw*

Ich reflektiere über die Maschen in Deutschland; das Geflecht aus Grenzpolitik, Prekarisierung, Körperpolitik, muttersprachliche Kompetenz und Klasse; über N'deye Marieme Sarr (sie), Christy Schwundek (sie) Oury Jalloh (er) und Ousmane Sey (er), alles verletzlich Menschen, die im Kontakt mit der deutschen Polizei zu Tode gekommen sind.

Ich reflektiere über Räume für radikale Veränderung, die klein und bedroht sind; über die verletzlichsten Menschen in Kamerun; über arme, Trans, nicht-binäre und queere Menschen, aktiv in zerbrechlichen Bündnissen und offenen Konflikten. Darüber, wie in Kamerun um die grundlegende Infrastruktur gekämpft werden muss, um Straßen, sauberes Wasser, Strom, Schulen und Krankenhäuser, und wie diese Infrastrukturen organisiert sind. Über Trans, Nicht-binäre und Queere, die sich verstecken müssen und von Arbeit und Familie ausgeschlossen sind. Fragmentierte Körper und Schicksale.

Unterschiede machen stumm. Tatsächlich bewegt sich in Kamerun nichts ohne --. Reflexion über die Arbeit nicht anerkannter Trans, nicht binärer und queerer Menschen. Über Rassismus als Folge, nicht als Ursache. Über Sexismus und Cissexismus als Entscheidung. Dominanz als Entscheidung.

Weiter reflektiere ich über Möglichkeiten von Emanzipation, kollektive Heilung in der Gemeinschaft, das Aufgeben und Übernehmen von Macht in Gemeinschaften, Positionsverschiebungen in Gemeinschaften. Über das Aufgeben von Dominanz in unseren Gemeinschaften. Die intersektionale Perspektive hilft, Unterschieden Raum zu geben, zeigt Beispiele von Menschen, denen es gut geht, interdependente Beziehungen, das ganze Spektrum an Ausdrucksmöglichkeiten von Körper, Sexualität, Gender und Beziehung.

Und wenn ich meinem Selbst wieder Raum geben könnte - sehen könnte, was ich falsch gemacht habe, ohne zusammenzubrechen oder Vergebung zu fordern, wenn ich Verantwortung übernehmen könnte für Verletzungen und Wiedergutmachung, vielleicht sogar so, dass die Beziehung bestehen bleibt, wenn die verletzte Person das möchte.

Ich könnte die Schriftstellerin Valerie Brown reflektieren: nicht stark sein, die ganze Palette an Emotionen annehmen, neu lernen, „was menschlich sein heißt; was es

heißt, auszuruhen, zu pausieren, zuzuhören, miteinander zu sprechen, abwechselnd zu reden, uns selbst zu nähren und Unbequemes zu integrieren“.

Ich könnte das radikalste, genährte Selbst reflektieren, erinnern beim Erheben meiner Stimme, andere Stimmen verstummt. Still sein, wirklich präsent werden, mit dem Herzen zuhören, mich freuen, dass wir nicht gleich sind. Ich könnte mich freuen, dass wir einander ertragen, ein Mosaik sein können aus sich wandelnden und erneuernden Kollektiven, zu Gemeinschaften zusammenfinden mit unseren verschiedenen Körpern, Bedürfnissen und Gefühlen. Überquerungen.

*„... gesellschaftliche Macht haftet Menschen an aufgrund ihrer Position in einer Gesellschaft, die festgelegt hat, dass bestimmte Gruppen im Lauf der Geschichte Anspruch auf weniger haben, weniger wert und eigentlich entbehrlich sind.“*

*Kimberlé Crenshaw*

Migration ist ein gemachter Unterschied. Migrant\*innen sind Gestrandete und Zerbrochene, eine Dazwischen-Identität, geprägt vom Bindestrich.

Viele Migrant\*innen suchen nach Zugehörigkeit; zu einem starken Land, einer starken Gemeinschaft, Gruppe oder Bewegung. Ich lasse lieber das Stabile los, nehme einen anderen Weg und erwäge fließende Formen der Zugehörigkeit außerhalb starrer Kategorien. Und damit meine ich nicht den globalen Lebensstil der Ausgewanderten. Statt zu versuchen, bewusst geschaffene Unterschiede zu überwinden, konzentriere ich mich lieber darauf, was Menschen in die Migration treibt; auf Körper, die seit mehr als fünfhundert Jahren verdunkelt, begrenzt, reproduziert, zum Schweigen gebracht und konsumiert wurden. Was wäre, wenn wir durch Berücksichtigung des spezifisch

Lokalen und des Grenzüberschreitenden unsere Beziehung zum Nationalstaat neu aushandeln könnten?

Wenn wir uns nach innen wendeten, zueinander, zu all den verschiedenen Erfahrungen, die in uns leben? Das ist beängstigend. In Gemeinschaften verletzen wir einander. Unterschiede irritieren. Keine Gemeinschaft vertritt die ganze Wahrheit all ihrer einzelnen Mitglieder. Mit all den Aspekten wie genderspezifischer Ausdruck, Hautfarbe, geschlechtsspezifischer Ausdruck, Klasse, Staatsbürger\*innenschaft erscheint es unmöglich, wahrhaftig, ganz und in Gemeinschaft zu leben. Auf die richtige Art Schwarze queere Feministin zu sein. Vollkommen zu sein. In Beziehungen zwischen Aktivist\*innen gibt es wie bei allen Beziehungen Momente der Gemeinsamkeit, und dann habe ich wieder das Gefühl, wir reden aneinander vorbei, verlieren die Verbindung. Und so höre ich auf zu sprechen, weil ich Angst bekomme, gehe weg, weil ich nicht ohne Angst sprechen kann. Auch wenn Worte nur eine Art von Gewalt sind. Unterschiede machen einsam.

Die meisten Menschen haben mindestens einmal schmerzhaft Erfahrungen gemacht beim Versuch, mit Unterschieden in Gemeinschaften umzugehen. Eine einzige Verletzung kann so blockieren, dass das Kollektiv vergessen ist.

Was wäre, wenn wir uns auf das Halten von Beziehungen konzentrierten. Im Bündnis mit nicht-binären, Trans und queeren Menschen.

Wissend, welche Gewalt durch das Definieren von „anderen“ entsteht, erwarte ich nicht, dass alle genau die gleichen Worte gebrauchen. Aber kann ich trotzdem deutlicher werden? Kann ich lernen, meinen Teil der Verantwortung für die Unterdrückung anderer anzuerkennen? Ja. Unterschiede machen frei.

Ich laufe nicht Gefahr zu sterben, wenn ich Geschlechterbinarität, Armut oder Krieg entkomme. Wir sind nicht

alle gleich. Das am stärksten Marginalisierte mutiert. Unterschiede machen kompliziert.

Intersektionalität zeigt, wo Codes in Kultur, Sprache(n), Körperdarstellung helfen, Schaden abzuwenden. Arbeit, Wohnung, Freund\*innen, Selbstbestimmung, Mobilität, Macht. Begrenzt, angefochten, bedroht; trotzdem habe ich etwas Macht. Der nähere Blick enthüllt Hierarchien, Schaden für die stärker Marginalisierten, wie ich an einer Stelle Vorteil ziehe; welchen Einfluss ich an anderer ausübe. Dass ich nicht in einem theoretischen Raum außerhalb des Rassenkapitalismus stehe. Ich baue Mist. Ich verhüte nicht immer Schaden für mich oder andere. Es kommt darauf an, zu reflektieren, es besser zu machen und dasselbe von anderen zu verlangen.

Reflexion: Zurückwerfen von Licht, Wärme oder Klang von einem Körper oder einer Oberfläche, ohne Streuung. Zugehörigkeit, Freude, Komplexität, sich entwickelnd, schmerzhaft und wahr.



Kimberlé Crenshaw bei der CIJ Inauguration  
Conference in Berlin, September 2017  
Foto: CIJ

*„Frauen of Color, allen voran  
Schwarze und Latinas, sind massiv  
von der Deindustrialisierung und  
der Kürzung öffentlicher Gelder  
betroffen. Wenn also eine Gruppe  
Grund hätte, eine Sündenbock-  
politik gut zu heißen, wären  
sie es (...). Tatsächlich aber wählen  
die meisten von ihnen das  
konservative Establishment.“*



# ***Kimberlé Crenshaw am Bundesverfassungs- gericht: Religion an der Kreuzung zwischen Race und Geschlecht***

*Von Nahed Samour*

Kimberlé Crenshaw nimmt *Rasse* als Rechtsbegriff und seine juristische Wirkmacht ernst. Sie zentralisiert *Rasse* als Kategorie im Denken über Intersektionalität, und ihre Arbeiten zur Critical Race Theory führten sie zu intersektionalem Recht. *Rasse*, wie jedes Diskriminierungsmerkmal, ist oft nicht allein ausschlaggebend, sondern historisch schon immer mit anderen Merkmalen verbunden. Crenshaw hat hier vor allem die Kategorien *Rasse* und Geschlecht als verschränkte Exklusionsmerkmale exemplarisch sichtbar gemacht und als Verletzung von Gleichheitsrecht juristisch übersetzt. Aufbauend auf ihrer grundlegenden Forschung zur Critical Race Theory und Intersektionalität sind wir nun in der Lage, solche sich überlagernden und gegenseitig bedingenden Merkmale als juristisch fassbare Exklusion erkennbar zu machen, ihnen einen Namen zu geben und Forderungen nach Gleichheit präziser zu argumentieren.

In Deutschland trifft Denken über Intersektionalität in der Rechtswissenschaft langsam, aber vermehrt auf Zuspruch. In der Rechtsprechung spiegelte sich dies vielleicht am Prominentesten in der Entscheidung des Bundesverfassungsgerichts aus dem Jahr 2015 wider. Das Gericht wies

darauf hin, dass ein Verbot für Lehrpersonen, politische, religiöse, weltanschauliche oder ähnliche äußere Bekundungen in der Schule abzugeben, neben der Diskriminierung wegen der Religion zugleich eine Geschlechtsdiskriminierung darstellen kann. Von ihrem Regelungszweck her zielen diese Verbote auf kopftuchtragende muslimische Frauen, denn sie erfolgten zeitlich als unmittelbare Reaktion auf die erste Kopftuchentscheidung des Bundesverfassungsgerichts aus dem Jahr 2003. In dieser hatte das Gericht den Landesgesetzgebern die Möglichkeit aufgezeigt, Kopftuchverbote in Form von Parlamentsgesetzen zu erlassen. In dieser Konstellation des Verbots wird die besonders nachteilig betroffene Gruppe der kopftuchtragenden Frauen erst an der Schnittstelle zweier typischer Diskriminierungsmerkmale sichtbar, nämlich Religion und Geschlecht.

Eine Frau, die Kopftuch trägt, wird nicht nur „als Frau“ diskriminiert (da nur nicht kopftuchtragende Frauen eingestellt werden) und nicht nur „als gläubige Muslima“ (da männliche Muslime und weibliche ohne Kopftuch eingestellt werden), sondern erst aufgrund des Zusammenstreffens zweier Kategorien: Religion plus Geschlecht. Die wohl erstmalige juristische Verknüpfung von Religion und Geschlecht ist in ihrer Bedeutung für das Recht nicht zu unterschätzen und ermutigt, intersektionale Diskriminierungen auch in ganz anderen Konstellationen vor Gericht hervorzuheben.

Den Kopftuch-Fall hätte man jedoch mit Crenshaw lesen müssen: Die Konstellation von Religion und Geschlecht kann nicht ohne *Rasse* gelesen werden. Die „race-religion-constellation“ (A. Topolski, 2018) oder „the entanglement of race and religion“ (Aguilar/Ahmad, 2017) hat eine historische Tradition: mit Blick auf „Araber als Muslime“ und umgekehrt, hat sie Edward Said als Orientalismus (1979) beschrieben. Wenngleich er nicht mit der

Kategorie *Rasse* gearbeitet hat, illustrierte er doch den orientalisierend-rassifizierenden, europäischen Blick der Hierarchisierung von Menschen. Die langanhaltende europäische Hierarchie zwischen christlich und nicht-christlich ist heute dem modernen Verständnis von säkular und religiös gewichen, produziert aber häufig die gleichen Exklusionen. Diese werden vor allem dann wirkmächtig, wenn das Religiöse gerade anhand von Kleidung und gelebter oder juristisch eingeforderter Praxis sichtbar wird.

Was Religion mit Rasse gemein hat, ist, dass beide als Diskurs der „Differenz“ eingesetzt werden und als anders, bedrohlich und „natürlich“ rückständig dargestellt werden. Religion wird also rassifiziert und damit zugleich riskiert, ihr einen geringeren staatlichen Schutz zuzusichern. Während man sich vielerorts in Europa von *Rasse* als biologischem Konzept verabschiedet hat, stellt man fest, dass mit dem Verweis auf Religion, vor allem dem Islam, ein Exklusionsargument akzeptiert wird, das rassifiziert aufgeladen ist.

So wird beispielsweise von der Generalanwältin am Europäischen Gerichtshof, Juliane Kokott, in ihren Schlussanträgen zum Fall Achbita 2017 gefordert, dass man das Kopftuch doch, anders als die Hautfarbe, an der Garderobe abgeben könne. Dies unterschätzt das angedrohte Gewaltpotential einer solchen erzwungenen, gewalttätigen und top-down Inklusion, die eben nur unter Aufgabe eines für die Betroffenen konstitutiven Praxis selbst möglich wäre. Eine solche Position sagt eben auch aus, dass sie die andere, muslimische Identität nur anerkennt, wenn ihr das Anderssein nicht mehr sichtbar anhaftet oder man es anerkennen muss.

Für die Erforschung des Verhältnisses von Religion, *Rasse* und Geschlecht als rechtliche Kategorien sind Crenshaws Arbeiten vital – nicht nur, aber auch um die rechtliche Situation von muslimischen Frauen mit Kopftuch

in Deutschland und Europa zu verstehen oder aber um zu verstehen, welche Überlappungen es zwischen „racial profiling“ und „religious profiling“ gibt, gerade auch für das männliche Geschlecht. Damit eröffnet sie mir die Möglichkeit, in den Feldern „Critical Race Theory Europe“ sowie „Intersectional Justice“ mitzuwirken und US-amerikanische Rechtskontexte für europäische Rechtsfragen weiterzudenken. Es ermöglicht mir auch, gemeinsam mit Kimberlé – als Wissenschaftlerin und vor allem als Schwester – meine deutschen Kolleg\*innen einzuladen, gemeinsam Religion, *Rasse* und Geschlecht expliziter in den Forschungsblick zu nehmen.

# Was bringt ein Wort?

Von Amandine Gay

Der Soziologie begegnete ich zum ersten Mal mit 16 Jahren. Unser Lehrer zitierte eine Stelle aus dem Buch von Pierre Bourdieu zur gesellschaftlichen Mobilität (bzw. dem Mangel daran). Es ging dabei um die verschwindend geringe Zahl an Fabrikarbeiterkindern, die selbst nicht auch Fabrikarbeiter\*innen werden würden. Damals hatte ich noch nicht gelernt, über den Tellerrand des Exzeptionalismus zu blicken, und erklärte dem Lehrer umgehend, der Vater meiner Mutter sei Fabrikarbeiter, sie aber wäre Lehrerin geworden. Er könne also seinen sozialen Determinismus stecken lassen. Es dauerte mehrere Unterrichtsstunden, aber schließlich begriff ich, worauf mein Lehrer (und Bourdieu) hinauswollten. Sie waren alte *weiße* Männer und rein auf das Klassensystem fixiert, und doch haben sie mich gelehrt, mithilfe der Sozialwissenschaften zu verstehen, was in meinem Leben vor sich ging. Und noch etwas hat Bourdieu für mich getan – er ist Urheber eines Zitats, das erst später in meinem Leben seine ganze Bedeutung entfalten sollte: „Worte sind wichtig“.

Als mein Englisch endlich gut genug war, um das magische Reich der Schwarzen feministischen Theorie zu betreten, entdeckte ich dank Audre Lorde, dass wir, um „das Haus des Herren abzureißen“, fähig sein müssen, (neben anderen Werkzeugen) unsere Sprache neu zu prägen oder sogar neu zu erfinden. Worte sind wichtig, wenn du am Rand stehst und ständig von anderen definiert wirst, durch eine Geschichte von erzwungener Migration und kultureller Enteignung, von Gewalt. Prägt also eine Person ein neues Wort oder Konzept, die deine Erfahrungen perfekt

beschreiben, macht das diese endlich für dich verständlich, auch wenn es vorher schwierig war, über die Folgen der eigenen Identität hinauszublicken. Wenn dir jemand ein neues Verständnis der Welt und deiner selbst schenkt, wirst du nie vergessen, wie du dich dank ihrer gefühlt hast (wie Maya Angelou sagte). Und so denke ich beim Schreiben über „Intersektionalität“ unweigerlich zurück an die Wissenschaftler\*innen und Künstler\*innen, die mein Leben verändert haben.

Dieses neue Wort, diesen neuen Begriff von Kimberlé Crenshaw zu empfangen, war ein prägender Moment in meinem Leben, ebenso wie die Begegnungen mit „Heteronormativität“, „Kreolisierung“ und „Ableismus“. Ich fühlte mich stark dadurch, ich hatte das Gefühl, meine Erfahrungen seien real und könnten auf ermächtigende Weise angegangen werden. Ich fühlte mich so wie beim Ansehen von Filmen von Sembene Ousmane, Dee Rees oder Agnès Varda. Und als Regisseurin, die mit der Macht der Leinwand Empathie, Bewusstsein und ein Gefühl von Zugehörigkeit schafft, wollte auch ich schon immer Filme machen, bei denen die Menschen – und besonders Schwarze Frauen\* – etwas fühlen. Was also konnte ich tun? Ich konnte meine eigene Sprache schaffen und einem größtmöglichen Publikum zugänglich machen. So beschloss ich, dass mein erster Dokumentarfilm einer sein sollte, den ich als Teenager hätte sehen müssen, den es aber damals noch nicht gab.

Anfangs hatte ich die Vorstellung, dass *Speak Up* (Frankreich 2017) mit der Zusammenstellung verschiedener Einzelschicksale Zusammengehörigkeit schaffen sollte, damit junge Schwarze Frauen\* sich weniger isoliert fühlen. Ich wollte, dass sie sich ermächtigt fühlen durch die Geschichten anderer Schwarzer Frauen\* über Diskriminierung und Resilienz. Um diese Geschichte zu erzählen, werden Dramaturgie und der Fragebogen, auf den sich der Film stützt, quasi auf einer intersektionalen Leinwand

ausgebreitet; dabei fällt das Wort „Intersektionalität“ kein einziges Mal. Ich möchte, dass das Publikum Intersektionalität durch Anschauung versteht: indem es 24 Schwarzen Frauen\* zuhört, die Rassismus, Sexismus, Klassendiskriminierung, Herabsetzung, Religion, sexuelle Orientierung, Mutterschaft und Diskriminierung am Arbeitsplatz oder bei der Wahl der Schule ansprechen und von den Folgen dieser vielschichtigen Diskriminierungen in Frankreich und Belgien berichten.

*Speak Up* dreht sich auch um ein Thema, das mich bei französischen Wissenschaftler\*innen und Aktivist\*innen immer schon geärgert hat: die Vorstellung, dass sich jede Person am Kampf beteiligen kann, wo doch in Wirklichkeit die meisten Menschen – gerade in Schwarzen Gemeinschaften – alle Hände voll zu tun haben, um zu überleben und gar nicht die Zeit oder die Mittel finden, sich zu organisieren – oder sich überhaupt bewusst zu machen, was in ihrem Leben schief läuft. Ich hatte es satt, dass das Konzept von „Intersektionalität“, geschaffen zur Erklärung konkreter Fälle sich überschneidender Diskriminierungen, nicht für diejenigen verständlich gemacht wurde, die es am meisten brauchen. Für mich ist das Kino die beste Art, uns zu erinnern, dass die Existenz an sich schon eine Form von Widerstand ist und das Schweigen zu brechen ein eigenständiger subversiver Akt. Als Indie-Regisseurin will ich die Geschichten und heutigen Wirklichkeiten derjenigen Menschen erzählen, dokumentieren und festhalten, für die beziehungsweise über die normalerweise andere sprechen, und zugleich meine eigene afrodiasporische Ästhetik schaffen.

Das Kino war und ist immer wieder der Geburtsort einer neuen visuellen Sprache. Filme zu machen ist für mich ein Weg, den Begriff der Universalität vom Schwarzen, feministischen Standpunkt aus zurückzuerobern. Als Guerilla-Filmmacherin habe ich die höchste kreative Freiheit

(und die meisten Magengeschwüre wegen der stressigen Eigenfinanzierung). Dank dieser Freiheit konnte ich mich über die Ästhetik behaupten: Ich war frei, das Genre des expertenlastigen Dokumentarfilms an seine Grenzen zu bringen (mit einem zweistündigen Film ohne Musik und Interviews in extremen Nahaufnahmen). Ich war frei, dokumentarisches Filmen nicht nur als mündliche Geschichte und Archivarbeit zu verstehen, sondern als Gelegenheit zum Schaffen einer neuen visuellen Sprache. Dank Kimberlé Crenshaw und der konzeptuellen Innovation und sprachlichen Kreativität anderer Wissenschaftler\*innen und Künstler\*innen konnte ich Kraft und Inspiration sammeln, um mir selbst völlige kreative Freiheit zu erlauben.

Was also bringt ein Wort?

Ein Wort kann der erste Schritt sein zur Emanzipation, es kann unendliche Möglichkeiten eröffnen, um das Erzählen zurückzuerobern, und es kann andere ermutigen, in deine Fußstapfen zu treten.





Kimberlé Crenshaw und das AAPF-Team in New York, Januar 2019  
Foto: Julia Sharpe-Levine

*„Die ganze Zeit übernehmen  
Schwarze Frauen die harte Arbeit,  
die Bewegung für soziale Gerech-  
tigkeit voranzubringen. Eine  
Arbeit, die ‚Rassismus-only‘- und  
‚Feminismus-only‘-Ansätze  
nicht leisten können.“*

*„Obwohl Schwarze Frauen  
routinemäßig von der Polizei  
getötet, vergewaltigt und  
geschlagen werden, bleiben ihre  
Erfahrungen meist unerwähnt,  
wenn die Gewalt der Polizei  
kritisiert wird.“*



Kimberlé Crenshaw und ihre Tante Dorcas Parham,  
März 2018, Foto: Janet E. Dandridge

# ***Kimberlé Crenshaws*** ***Einfluss auf mein*** ***pädagogisches Handeln***

*Von Katja Kinder*

Als Pädagog\*innen neigen wir dazu, tradierte Normen durch unser pädagogisches Handeln fortzusetzen. Unsere Ausbildungen bieten uns ein etabliertes Handwerkszeug für eine solche Umsetzungsarbeit an. Dieses ist detailliert, fein zergliedert, theoretisch fundiert, versprachlicht, aber in vielen Teilen doch subtil und insgesamt in seiner Auswirkung herrschaftsstabilisierend. Ich arbeite seit nunmehr über 20 Jahren in der Erwachsenenbildung, hier vor allem im Bereich Konfliktmediation und als Beraterin für eine diversitätsorientierte und diskriminierungskritische Öffnung in verschiedenen Organisationen, Teams und Unternehmen. In dieser Zeit habe ich vor allem eines gelernt: Bei unseren Lernprozessen bekommen wir unterschwellig beigebracht, wie sich der idealisierte Mensch und das Normsubjekt der Humanität versteht; nämlich *weiß*, männlich, heterosexuell und bürgerlich. Unser gesamtes Bildungs- und Erziehungswissen gründet auf dieser „4-Faltigkeit“. Mit diesem doxisch-kanonischen Wissen ist die Pädagogik als normative Handlungswissenschaft eher eine Zurichtungsgewalt als ein befreiendes Handlungssystem.

In meiner Arbeit zentriere ich jedoch Lernhandlungen als Erhöhung der Selbstverfügung. Für Schwarze und POC-Lernende heißt das, diese „4-Faltigkeit“ immer überwinden zu müssen beziehungsweise sich der Konflikthaftigkeit des damit durchtränkten Wissens stets gewahr zu sein. Der

Ansatz der politischen Intersektionalität ist hier für Schwarze und POC- Lernende eine empowernde Strategie, die hilft, den Blick auf die Problematik der „4-Faltigkeit“ zu legen. Kimberlé Crenshaw selbst habe ich durch Maisha Auma kennengelernt und damit auch ihre Theorie der Intersektionalität. Crenshaws Intersektionalitätsarbeit verstehe ich als Begründung der Notwendigkeit, Systeme der Macht und der Ausbeutung in ihrer Verschränktheit erfassen und konkretisieren zu lernen. Dieses verschränkte Wahrnehmen verwobener Machtrelationen und Machtachsen verleiht systematisch dehumanisierten Gruppen Sichtbarkeit. Sie macht ihre barrierenreichen Wege konkreter, damit sie zum Gegenstand öffentlicher Debatten und Auseinandersetzungen werden können. Crenshaws Arbeit hat mir geholfen, mein Wissen über Differenzbotschaften zu systematisieren und für meine pädagogische Praxis zu veranschaulichen.

Gerade in meiner Arbeit mit Schwarzen und POC-Lernenden ist es wichtig, unsere eigenen Verstrickungen zu verstehen. Schon als Kinder werden wir durch Differenzbotschaften beeinflusst, die eigenen Verstrickungen prädestinieren uns zu einer aktiven Beteiligung an dieser Differenzierungsarbeit und damit zur Einseitigkeit. Vor allem für mich als Nicht-Juristin ist Crenshaws Arbeit eine bedeutende Übersetzung rechtlicher diskriminierungskritischer Zielperspektiven. Gerechtigkeit gilt als hergestellt, wenn Gesetze auch für diejenigen Menschen Schutz ermöglichen, deren Leben „on the margins“ gelebt werden müssen. Für mich bestechend einfach zugänglich und zugleich komplex. Als Schwarze queere, genderindependente Feminist\*innen kommen wir in der pädagogischen „4-Faltigkeit“ nicht vor. Folglich haben wir faktisch keinen umsetzbaren Anspruch auf Anerkennung, Gerechtigkeit und Entwicklungschancen. Komplex, weil wir seit unserem ersten Atemzug die „4-Faltigkeit“ beständig in uns aufnehmen müssen. Sie ist unentrinnbar mit kanonisch

durchgesetztem Wissen, samt ihrer Kolonialität mit uns verwoben. Sie ist zu unserer zweiten Haut geworden. Dadurch verinnerlichen wir früh ein destruktives Potential, gegen uns zu kämpfen und (selbst)zerstörend zu wirken. Durch beständige Reflexion, emotionsgeleitete sowie kognitive, die immer an Selbstbestimmung orientiert ist (da keine Außenposition möglich ist), sind wir dennoch imstande die „4-Faltigkeit“ in uns selbst zu zerstören und damit allmählich sterben zu lassen. Eine neu formulierte selbstbestimmt-transgressive Schwarze Pädagogik<sup>1</sup> eröffnet uns Möglichkeitsräume. In diesen neuen solidarischen Räumen befragen wir unser pädagogisches Handeln beständig danach, inwiefern es die nötige Destabilisierung von *weiß*, männlich, heteronormativ und bürgerlich, also einer Normsetzung, vorantreibt. In diesen Räumen der Selbstreflexion fragen wir auch danach, inwiefern uns unsere Handlungsorientierungen Luft zum Atmen geben und Raum für all die Lebensrealitäten schaffen, die sich außerhalb der „4-Faltigkeit“ positionieren.

Mit Kimberlé Crenshaws Arbeit ist meine eigene pädagogische Praxis davon geleitet, dass unsere Handlungsorientierungen die mehrfachmarginalisierten, dehumanisierten, identitätsstiftenden Anteile unseres Lebens sichtbar und fühlbar machen. Ein zutiefst empathisches, pädagogisches Handeln ist damit möglich. Schwarzes afrodiasporisches pädagogisches Handeln ist in seiner Selbstverständlichkeit radikal am Wohlbefinden eines Wir orientiert. Seine Wirkung ist radikal auf Anerkennung, Gerechtigkeit und Realisierung von Entwicklungschancen ausgerichtet.

---

1 Der Begriff Schwarze Pädagogik wurde von Katharina Rutschky (popularisiert durch Alice Miller) geprägt und verbreitet. In ihrem Gedankengebäude bezieht sich Schwarz auf etwas Negatives. Als Schwarze Pädagog\*innen holen wir uns diesen Begriff wieder zurück, weil er eine Notwendigkeit des pädagogischen Handelns beinhaltet, die unerlässlich für uns ist.



Kimberlé Crenshaw und Mitarbeiter\*innen in New York, Januar 2019  
Foto: Rebecca Scheckman

*„Die Sexualität von Schwarzen Frauen als ‚anders‘ zu beschreiben gehörte lange zur amerikanischen Geschichte. (...) Diese Stereotype hat den sexuellen Missbrauch als kulturell bedingte Nebenhandlung zwischen Tätern aller Rassen und Schwarzen weiblichen Opfern sanktioniert.“*

# *Can We Get a Witness?*

Von Julia Phillips

Diskriminierung findet häufig in unbeobachteten, manchmal privaten oder auch intimen Situationen statt. Deshalb dürften viele Betroffene in diesen Augenblicken den Wunsch teilen, dass es Dritte, Beobachter\*innen, Zeug\*innen gäbe. 2014 publizierte der Kulturwissenschaftler Charles P. Gause das Sachbuch *Black Masculinity in America: Can I get a witness?* Angelehnt daran sowie an die Geschichte des US-amerikanischen Profilings aller Schwarzer Körper durch die Polizei, ist also die zentrale Frage, die wir uns und unserer Umwelt stellen müssen: Can *we* get a witness – Können *wir* eine Zeug\*in bekommen?

Die Arbeit von Professor Kimberlé Crenshaw ermächtigt jene rassifzierten, sexualisierten Personen, die Zeug\*innen dringend brauchen. Sie definiert die Komplexität von Diskriminierung mit der ausgefeilten Rhetorik der Rechtswissenschaftlerin und unterstützt jene, die „das Persönliche zum Politischen“ machen müssen, um es mit dem Motto der Frauenbewegung der 1960/70er zu sagen. Ihre Arbeit hilft, jenseits persönlicher Gefühle auf Diskriminierung und Ungerechtigkeit aufmerksam zu machen, aber setzt zugleich unsere Erfahrungen in einen anerkannten wissenschaftlichen Diskurs.

Als Bildhauerin befasse ich mich mit Bezügen und Beziehungen. Meine Kunst bewegt sich im Rahmen der Verschränkung von Schwarzer feministischer, postkolonialer und psychoanalytischer Denkstrukturen. Meine Ideen beziehen sich auf Beziehungen zwischen Personen genauso wie auf gesellschaftliche Beziehungen. Gemeinsam haben all meine Arbeiten die Darstellung von

Subjekt-Objekt-Relationen: der eine führt Handlungen aus, der oder die andere erleben sie. Die Titel unterstreichen dabei die Dynamik von Handelnden und Handlungsempfänger\*innen: *Fixator, Objectifier, Exoticizer, Manipulator, Positioner*.

Ich versuche stets, beide Positionen ebenso ambivalent und komplex anzulegen, wie sie es im täglichen Leben sind. Und ich will Arbeiten schaffen, welche die Betrachtenden auffordern, auf beiden Seiten der Subjekt-Objekt-Dynamik Position zu beziehen und sich mit dieser Komplexität auseinanderzusetzen.

Der von Kimberlé Crenshaw geprägte Begriff der Intersektionalität enthält Komplexität und psychologische Tiefe, wie sie diejenigen erleben, die sich intersektionaler Diskriminierung ausgesetzt sehen. Crenshaw schafft mit ihrer Arbeit ein Vokabular, mit dessen Hilfe wir diese Erfahrungen verarbeiten können, indem wir sie benennen und für gültig erklären. Sie erzeugt, zusammen mit vielen weiteren starken Denker\*innen in ihrem Forschungsfeld, Gültigkeit für Geschichten und Erfahrungen, die in unserer Gesellschaft offenbar erst dann institutionell anerkannt werden, wenn sie es in akademische Diskussionen oder Fachpublikationen geschafft haben.

Zeug\*in zu sein und Kämpfe durch Benennung sichtbar zu machen, wird zum wichtigen Werkzeug: für die Kämpfenden, um verstanden zu werden. Und für Außenstehende und den Kampf potenziell Verursachende, um Empathie zu entwickeln. Empathie mit Erfahrungen, die nicht unsere eigenen sind, ist ein menschlicher Wert, auf dem politische Haltungen wie Solidarität aufbauen, und damit hoch produktiv.

Intersektionalität ist nicht nur hilfreich in ihrer ursprünglichen Absicht, Feminismus und *Rassismuskritik* zu verknüpfen, sondern hilft auch, sich die Überschneidungen zwischen Diskriminierungen aller Art vor Augen zu



führen. Intersektionalität ist grundsätzlich inklusiv angelegt und darin liegt für mich sein großes Potential als zeitloses Konzept, das weiter an Bedeutung gewinnen wird, sobald die Kämpfe um gleiche Rechte und Lebensqualität noch mehr in die Öffentlichkeit dringen werden. Etwa die von LGBTQ und nicht-binären Menschen sowie religiösen Minderheiten, die sich auf je eigene Weise gegen Ableismus, Cis-Sexismus, Kolorismus und Klassismus wehren.

In einer Zeit, wo sich die verschiedensten Institutionen „Diversität“ auf die Fahnen schreiben, erscheint es dringend notwendig, den Begriff Intersektionalität auf die Herausforderung „strategischer“ Personalpolitik anzuwenden. Dringend notwendig für jene, die Menschen einstellen, um zu diversifizieren, genauso wie für die im Namen der Diversität Eingestellten. Immer wieder wählen Institutionen strategisch Jobkandidat\*innen aus, die mehr als ein Minderheitenmerkmal aufweisen. Das macht uns zuzusagen zu intersektionalen Diversifikatoren.

Nun ließe sich vermuten, dass das sehr gute Ergebnisse bringen könnte – da sich unsere Ansätze als intersektionale Diversifikatoren nicht auf einzelne Kämpfe konzentrieren, könnten wir idealerweise eine übergreifend compatible Masse aufbauen. Und gleichzeitig könnten wir „auf dem Papier“ als Türöffner gedeutet werden für eine größere Anzahl an Minderheiten, dank unserer vielseitigen Identitäten.

Doch dafür müsste man über die reine Verkörperung von Diversität hinausgehen und tatsächlich die institutionellen Strukturen sowie die Politik in Frage stellen, die mit unseren jeweiligen Diversitätsmarkern verknüpft ist. Wir bringen ja nicht nur einen Körper mit, sondern auch Politik.

Diversität kann mehr sein als nur die Geste politischer Korrektheit. Ich denke, sie kann aufrichtiger Versuch strukturellen Wandels sein. Und je mehr die intersektionale

Diversität zunimmt, desto größer ist die Chance, dass alle Pfeiler der Struktur, des Hauses, der Institution gründlich und kollektiv destabilisiert werden, überarbeitet und neu errichtet. Genau das muss wieder und wieder passieren.

# *Der deutsche Wunsch- Dir-Was-Diskurs*

*Von Dania Thaler*

Vor 10 Jahren, zum 20. Jubiläum der Intersektionalitätstheorie, wurde Kimberlé Crenshaw im Rahmen einer Ringvorlesung nach Berlin eingeladen. Sie sollte einen Vortrag mit dem Titel „The Curious Resurrection of First Wave Feminism in the US Presidential Elections: An Intersectional Critique of the Rhetoric of Solidarity and Betrayal“ in einem großen Hörsaal halten. Danach sah das interne Programm ein gepflegtes Abendessen in kleiner Runde vor. Eine gute Chance für eine handverlesene Gruppe von Doktorand\*innen und Professor\*innen ein privates Wort mit der „Erfinderin“ der Intersektionalität zu wechseln. Ich und eine kleine Gruppe von BPoC, die sich einige Zeit zuvor als eine Art „aktivistische Lesegruppe“ zusammengeschlossen hatten, waren selbstverständlich nicht eingeladen. Aber wir hatten einen Plan, einen „Inside-man“ und waren entschlossen, Kimberlé in unsere BPoC-Runde zu holen. 2009 ist auch das Jahr, in dem ich mein Soziologiestudium abgeschlossen habe. Warm geworden bin ich mit den Sozialwissenschaften nie so ganz, obwohl mir nicht immer klar war, warum. Wir passten doch so gut zusammen! Und dennoch ließen sie mich immer unmissverständlich wissen: Das hat alles nichts mit dir zu tun.

An dem Tag von Crenshaws Gastvortrag war der Hörsaal proppenvoll. Viele hochkarätige Jurist\*innen, Soziolog\*innen und Professor\*innen der Genderstudies, die alle ihren Teil zur Erweiterung, Ergänzung, Distanzierung und Potenzierung des Intersektionalitätskonzepts publiziert

hatten, waren anwesend. Ich erwartete einen Vortrag gespickt mit Rechtsbegriffen, Mehrebenendilemmata und Verfassungsinterna. Rückblickend kann ich mit Bestimmtheit sagen, dass ich an diesem Abend eine der unterhaltsamsten und lehrreichsten Vorlesungen meiner Unizeit hören sollte. Eine der wenigen Vorlesungen, die ich inhaltlich von vorne bis hinten verstand, obwohl sie auf Englisch gehalten wurde und nicht soziologischer, sondern juristischer Natur war.

Kimberlé Crenshaw live zu sehen war für mich ein Highlight, denn ihre Arbeit gab unseren politischen, akademischen und aktivistischen Kämpfen einen soliden Boden. Und eines solchen bedurfte es 2009, als die stark angespannte Situation zwischen queeren Selbstorganisationen von Migrant\*innen (sowie verbündeten MSO) und *weißen*, vorrangig schwulen Vereinen in Berlin immer weiter hochkochte. Letztere versuchten durch Demonstrationen, Kiss-ins und Presseaktionen auf einen vermeintlich inhärenten Konflikt zwischen Migrant\*innen und Homosexuellen hinzuweisen. Ihre Forderungen enthielten, neben dem Recht auf Ehe, vor allem härtere Strafen gegen „homophobe Übergriffe“ im Rahmen einer Hatecrime-Gesetzgebung und eine verstärkte Kooperation zwischen Polizei und LSBTI-Organisationen. Unnötig zu erwähnen, dass der Versuch, eine Betrachtungsweise vom Standpunkt queerer BPoC einzubringen, an fehlendem intersektionalen Bewusstsein scheiterte.

In ihrem Vortrag, der relativ kurzfristig in „Historizing Intersectionality. A Disciplinary Tale“ umbenannt wurde, beginnt Crenshaw beim Anfang von allem. Sie teilt mit uns ihre berühmte Analogie der Straßenkreuzung, in der Race und Gender als Straßen gedacht werden und mit ihren jeweils eigenen Strukturen und -ismen befahren sind. Kommt es an dem Punkt, wo sich beide Straßen kreuzen, zu einem Unfall, versagen oftmals alle Rettungsversuche.

Der Rettungswagen fährt nur dann los, wenn die Verletzung eindeutig auf der Race- oder der Genderstraße passiert ist.

Crenshaw macht ihre Analogie an der Realität anhand des Rechtsbeispiels DeGraffenreid v. General Motors, fest. Noch ein paar Fragen aus dem Publikum – und fertig.

Bäm. Was war das? Hat sie wirklich auf einer Fachtagung für Quantenphysik das Periodensystem erklärt? Ja.

Nicht nur auf aktivistischer, sondern gerade auch auf universitärer Ebene wurde um das Jahr 2009 herum *weiße* Definitionsmacht mit den Zähnen und Klauen verteidigt. Auch an meine Uni war Intersektionalität als Konzept zwar schon durchgedrungen, allerdings schien man sich nicht ganz sicher zu sein, wie sich davon profitieren lasse. Meine Diplomarbeit über intersektionale Ansätze in der politischen Arbeit von FLTI\* of Color überlebte nur knapp den Rat meiner Professor\*innen, auch die „kritischen Seiten“ von Intersektionalität zu beleuchten und den vermeintlich umfassenderen Mehrebenenanalysen zweier *weißer* deutscher Akademikerinnen gegenüberzustellen. Die nicht hilfreichen Kommentare zum Aufbau meiner Leitfragen lauteten: „Wer wählt denn die relevanten Kategorien aus?“ „Ist Rassismus für Deutschland überhaupt relevant?“ Auch der mündliche Teil meiner Abschlussprüfung war ein großes Desaster. Im Bereich der Kulturosoziologie wollte ich mich mit dem Begriff „Community“ auseinandersetzen. Laut Prüfer war dies aber zu wenig soziologisch und sollte stattdessen „ethnische Segregation“ lauten. Die Inhalte, so versprach er mir, wären dieselben. Ein Schmankerl am Rande: Meine mündliche Prüfung wurde um 60 Minuten überzogen, weil die Schriftführerin einen totalen Zusammenbruch erlebte, als ich Weiß-Sein als relevante Kategorie im Diskurs über Privilegien vorschlug.

Indem Kimberlé Crenshaw beim Urschleim des Rassismus anfängt, gelingt ihr die Intervention, die 2009 im

deutschen Diskurs zur Intersektionalität dringend nötig war. Sie rückt unmissverständlich die Position Schwarzer Frauen\* in den Mittelpunkt. Beleuchtet die unmögliche, widersprüchliche Realität, in der sich Schwarze FLTI und FLTI of Color ständig bewegen. Indem sie so klar spricht, bringt sie Intersektionalität weg vom „deutschen Wünsch-dir-was-Diskurs“ und zwingt die Hörer\*innenschaft, sich mit Rassismus und Schwarzen Menschen im Zentrum von Theoriebildung auseinanderzusetzen.

Ach, und unsere Intervention lief nicht ganz wie geplant. Jedenfalls ließ sich Kimberlé nicht wie gedacht in ein anderes Restaurant umlenken. Stattdessen sprengten wir einfach mit einem Überraschungsauftritt die geplante Elitebubble und „entführten“ sie später nach Kreuzberg, Tequila trinken.

# ***Als Kimberlé Crenshaw nach Paris kam ...***

*Von Christelle Gomis*

... war das, als erblühe eine Oase in der Wüste. So lang hatten mir die Worte gefehlt, um die Ketten des französischen Universalismus zu sprengen, der mein Selbstgefühl als Schwarze Frau\* gefangen gehalten hatte. Ich war begeistert, nicht nur, weil ich zum ersten Mal dem Vortrag einer Schwarzen Frau\* beiwohnte, sondern auch, von Intersektionalität zu hören, inmitten der akademischen Welt Frankreichs, wo das Wort „Rasse“ immer noch mit Anführungszeichen in der Luft ausgesprochen wird. Die Unterdrückung des R-Worts wird energisch betrieben, als eine Art moralischer Imperativ. Kimberlés Vorträge waren regelmäßig voll neuer Ideen, die mir die Schwarze radikale Tradition eröffneten, von deren Existenz ich bisher nichts gewusst hatte, und mich mit Schwarzen Feminist\*innen auf der ganzen Welt in Verbindung setzten. Ich hörte von meinen „Vor-Müttern“ und begegnete vielen anderen Schwestern. Die Theorie der Intersektionalität gab mir Zugang zu umwälzenden Bildungserfahrungen, wie sie an französischen Universitäten selten möglich sind. Dank dieser gemeinschaftlichen Weltsicht fühlte ich mich in meiner intellektuellen Ausrichtung anerkannt wie nie zuvor.

Professor Crenshaw verankerte die Intersektionalität ganz unumwunden in ihren persönlichen Erfahrungen. Sie verwebte ihre persönlichen Geschichten zu kritischen Erklärungsansätzen über das Fortbestehen von Ungerechtigkeit in einer Gesellschaft lange nach Einführung der Bürgerrechte und betonte, wie heutige Ungleichheiten an

historische Praktiken von Ausgrenzung anknüpfen. Als sie diese Art des Wissens legitim machte, entdeckte ich, dass meine eigene Stimme im Zentrum der Analyse zum machtvollen Werkzeug werden konnte, um Widersprüche zwischen meiner Realität und meiner Hoffnung auf liberale positivistische Narrative aufzulösen. Damals erschien mir der soziale Fortschritt unaufhaltsam. Aber jeder Tag brachte neue Geschichten und Erzählungen, die diesen Glauben widerlegten und es langfristig schwermachten, ihn beizubehalten. Indem ich mich auf marginalisierte Narrative einließ, einschließlich meines eigenen, wurde mir klar, wie Handeln nach dem herrschenden Diskurs den Status Quo hochhält und so zur systematischen Entmachtung großer Bevölkerungsgruppen beiträgt. Die Theorie der Intersektionalität half mir, zu erkennen und zu benennen, was ich bis dato nur als Vorurteil wahrgenommen hatte. Ich bewegte mich weg von liberalen Erzählungen und durchschaute endlich die strukturelle Komponente von Diskriminierung. Es ging darum, das enge Paradigma über Bord zu werfen, das Diskriminierung im besten Fall als isoliertes, durch schlecht handelnde Personen verursachtes Ereignis sieht und im schlimmsten als Überempfindlichkeit. Es war nicht länger nötig, nach rassistischen Absichten zu forschen. Sobald ich begriff, dass Unterdrückung nichts Besonderes, sondern allgegenwärtig war, änderte sich unwiderruflich der Spielraum meiner Handlungen.

Dank Intersektionalität wurde mir klar, wie sehr ich mich selbst beschränkt hatte, um mich dort einzufügen, wo ich weder erwartet wurde noch erwünscht war. Die liberale Sichtweise definiert Ungleichheiten als Fehler der Unterdrückten und sieht diese in der Pflicht, sich zu ändern. Wenn mir in einem Raum Ungerechtigkeit auffiel, konnte ich beobachten, wie das unterdrückende Bild von der zornigen Schwarzen Frau\* sich einsetzen ließ, um meinen Ton, meine Ansichten überall, jederzeit und durch fast jede



Person zu kontrollieren. Meine Meinung sagen, schweigen, lächeln, bis der Kiefer schmerzt – ich versuchte, so gut wie möglich klarzukommen. Aber ich grübelte immer wieder über verpasste Gelegenheiten nach, aufzuklären, darüber, was ich hätte sagen sollen oder nicht. Meistens musste ich mit der instinktiven Ablehnung meiner Worte fertig werden, ich war „un-erhört“, wurde verschmäht. Ich verstand besser, weshalb meine Analysen als essenzialistisch, zu leidenschaftlich und in theoretischer Hinsicht unausgegoren bezeichnet wurden. Die Intersektionalität bewahrte mich davor, meine angebliche Inkompetenz weiter zu verinnerlichen, und schirmte mich ab von dem geistigen, gefühlsmäßigen, spirituellen und körperlichen Leiden, wie es die allgegenwärtige Diskriminierung verursacht.

Kimberlé Crenshaws mutige Stellungnahmen haben mich ermutigt, „anerkannte“ positivistische Ansätze in Frage zu stellen, die Unterdrückte objektivieren, ihnen die Stimme nehmen und so den liberalen Status Quo sichern. Die historischen Bedingungen von Emergenz sind verknüpft mit dem Kolonialismus, der oft als Phänomen der Vergangenheit dargestellt und nicht als fortgesetzter Prozess begriffen wird. Intersektionalität schärfte meinen Blick, um die sich ständig wandelnden Koordinaten der Macht zu verfolgen und diese Ausgrenzungen sichtbar zu machen. Positivistische Ansätze sind kaum in der Lage, das intersektionale Wesen von Unterdrückung zu erklären. Als ich mich noch komplett auf erstere verließ, handelte ich Rassismus und Sexismus getrennt ab. Nach der Lektüre von „Demarginalizing the Intersection of Race and Sex“ begann ich zu verstehen, wie Gender und Rasse im tiefsten Innern miteinander und mit Klasse, Sexualität, Behinderung verknüpft sind. Von da an konnte ich diese Achsen der Unterdrückung nie mehr getrennt betrachten, weder in der Theorie noch in meiner gelebten Realität. Sie bilden gemeinsam und gleichzeitig die Struktur der Ungleichheit.

Intersektionalität führte mich auf den Weg, die Stereotypisierung Schwarzer Menschen im öffentlichen Raum in Frankreich auch historisch scharf zu stellen. Sie ermöglichte mir, die Verflechtung von Gender, Kapital, *weißer* Vorherrschaft und Imperialismus freizulegen. Irgendwann stellte ich gängige Auffassungen von Farbenblindheit oder Migration neu in Frage. Mir wurde klar, dass das universalistische Ideal Frankreichs im Kolonialismus wurzelte und immer noch die Leitlinie einer Politik darstellt, die regelmäßig Menschen afrikanischer Abstammung außerhalb der imaginären Gemeinschaft Frankreichs verortet.

Die Arbeit zur Intersektionalität wurde ein kostbarer Weg in die zeitgenössische Schwarze Diaspora. Wenn sie in Europa ist, bekennt sich Professor Crenshaw zur Notwendigkeit von Bündnissen zwischen Schwarzen Frauen\* weltweit. Ich erinnere mich an ihre Frage ans Publikum: „Wann ist euch klargeworden, dass ihr Schwarz seid?“ Oder wie sie uns Raum gab, unsere verschiedenen Stimmen aus der ganzen Diaspora zu gemeinsamen Problemen wie institutioneller Rassismus, strukturelle Ungleichheit und Gewalt zu hören. Intersektionalität hat uns geholfen, die Geschichten unseres Zorns und unseres Schmerzes zu finden. Obwohl wir uns irgendwie verwandt und miteinander solidarisch fühlten, wahrscheinlich vermittelt durch den transnationalen Einfluss Nordamerikas, wurde uns bewusst, dass „Schwarz-Sein“ von Ort zu Ort variiert. Die vom Kolonialismus beförderte intersektionale Unterdrückung hat verschiedene Arten von Organisation und Widerstand hervorgebracht, die manchmal widersprüchlich erscheinen. Lokale Besonderheiten verschleiern immer wieder das Gemeinsame, und für langfristige Bündnisse müssen auch Divergenzen herausgearbeitet werden. Bündnisse sind niemals selbstverständlich; sie müssen Tag für Tag aufgebaut werden. Doch Intersektionalität macht Mut, für eine gerechte Zukunft zu kämpfen.

*„Unter anderem mit Mitteln der Kunst machen wir Erfahrungen sichtbar, die Betroffene von intersektionaler Gewalt erleiden müssen. (...) Wir arbeiten direkt mit Rechtsanwält\*innen und Communities zusammen, um diese Probleme sichtbar zu machen und besser in die Rechtsprechung einzugreifen.“*



Kimberlé Crenshaw bei einer  
Veranstaltung in Washington DC,  
März 2018  
Foto: Janet E. Dandridge



Kimberlé Crenshaw und  
Duncan Kennedy bei der  
20-Jahr-Feier des African  
American Policy Forum  
in New York, Juli 2017  
Foto: Mia Fermindoza

*„Identität ist nicht einfach eine selbst-  
gerechte Einheit. Es ist eine Beziehung  
zwischen Menschen und der Geschichte,  
der Community und den Institutionen.  
Schulen und Universitäten tun gut daran,  
das zu verstehen.“*

# *Das Problem mit den Universalist\*innen*

*Von Rokhaya Diallo*

Ich bin Feministin. Ich kann nicht sagen, seit wann das so ist. Ich glaube, ich hatte diese Überzeugung schon immer. Solange ich mich erinnere, kommt mir vor, war ich mir der Tatsache bewusst, dass es Sexismus gibt – und in meiner Umgebung schien er ausgeprägter als der Rassismus zu sein. Doch als in Frankreich 2003 die Diskussion über das Recht von muslimischen Schüler\*innen entbrannte, in der Schule einen Hidschab zu tragen, war ich verblüfft. Denn ganz vorne in den Reihen der Befürworter eines Verbots standen Frauen\*, die sich selbst als Feminist\*innen bezeichneten. Sie setzten sich dafür ein, jungen Mädchen aufgrund ihrer Religion das Recht abzuerkennen, eine öffentliche Schule zu besuchen. Frauen\*!

Mir sprang es ins Auge – man konnte Feminist\*in sein und sich gleichzeitig explizit für die Aberkennung der Rechte anderer Frauen\* einsetzen. Schließlich hatten mit derselben Überzeugung muslimische Jungen Zugang zum regulären Schulsystem.

Ohne es zu wissen, entdeckte ich die Intersektionalität. Ich verstand, dass nicht alle Muslime gleich behandelt wurden, sondern dass die Tatsache, dass man sichtbar eine muslimische Frau\* ist, zu einer speziellen Behandlung führen konnte.

Manche Feminist\*innen glauben, dass es nur einen Weg der Emanzipation gibt – den westlichen. Und dass es die Aufgabe von Feminist\*innen ist, die muslimischen Frauen\*, die ein Kopftuch tragen, ans Messer zu liefern.

Egal, in welchem Kontext es getragen wird, immer gilt es als Zeichen der Unterdrückung. Als ob diese Frauen\* keinen eigenen Willen hätten und in unserer Gesellschaft ein Kopftuch die einzige Geschlechtermarkierung wäre.

So verbieten bestimmte feministische Gruppierungen verschleierte, als „unwürdig“ betrachtete Frauen\* in den Jahren nach den Demonstrationen für Frauenrechte, an ihrer Seite zu marschieren, schließen sie gewaltsam von Protesten aus, was einem Entzug ihres Rechtes auf freie Meinungsäußerung gleichkommt – und das nur, weil ihre Kleidung nicht der feministisch-paternalistischen Doktrin entspricht. „Mein Körper gehört mir“ sagten die Feminist\*innen in den 70ern doch... Jene Feminist\*innen, die sich als „Universalist\*innen“ bezeichnen, während sie größtenteils *weiß* sind, wollen nicht sehen, dass sie nur einen Teilaspekt verteidigen, und zwar den, der die stärkste Gruppe betrifft.

Ich habe das verstanden, als ich die Arbeit von Kimberlé Crenshaw entdeckte. Ich hatte jetzt Worte für eine geheime Überzeugung: Wenn sich verschiedene Unterdrückungssituationen überlagern, werden Frauen\* unsichtbar gemacht. Frauen\*, die von anderen dominierenden Frauen\* zurechtgewiesen werden. Frauen\*, deren spezifische Situation nur selten berücksichtigt wird. Frauen\*, zu denen ich gehöre – als Schwarze.

Einige Jahre später, 2009, wurde ich durch einen „Aufruf zur Mobilisierung für die Frauenrechte“ aufgeschreckt, dessen Urheber das Nationale Kollektiv für Frauenrechte von solidarischen Frauen\* (Collectif national pour les droits des femmes et de Femmes Solidaires) war. Er rief zu einer Demonstration am 17. Oktober auf. Abgesehen von der unglücklichen Datumswahl, die ein für eingewanderte Kinder wichtiges historisches Ereignis außer Acht ließ – nämlich das Gedenken an den Tod hunderter Algerier und Algerierinnen, getötet von der französischen

Polizei (17. Oktober 1961) –, ging es im Text um „die Gefahr, dass der Kampf für die Gleichheit von Männern und Frauen\* aufgrund des Kampfes gegen Diskriminierung und für Diversität in den Hintergrund gerät“.

Wieder fiel mir auf: Ein solcher Vorschlag konnte nur von einer Gruppe *weißer* Frauen\* kommen. Nur dann lässt sich ignorieren, dass man gleichzeitig von Ungleichheit, von sexualisierter Gewalt und von Rassismus betroffen sein kann. Mir persönlich wäre es unmöglich, die Ausweitung des Kampfes gegen Rassismus zu beklagen oder der Meinung zu sein, der Kampf für Frauenrechte müsse allen anderen Kämpfen vorangestellt werden. Mir wurde klar, dass die Grundlage für die feministische Bewegung in Frankreich die Intersektionalität sein musste, denn nur sie berücksichtigt alle Kämpfe gleichzeitig und gleichberechtigt. Doch aufgrund ihrer eher homogenen Zusammensetzung tendieren die feministischen Bewegungen in Frankreich eher dazu, Forderungen zu formulieren, welche die Perspektive nicht-*weißer*, ausländischer, armer, transsexueller, lesbischer Frauen\* und von Frauen\* mit Behinderung vernachlässigen.

Diese Bewegungen neigen also dazu, einen Teil der Bevölkerung zu ignorieren.

Sexismus existiert neben anderen Formen der Ausgrenzung: dem Rassismus, der Homophobie, der Behindertenfeindlichkeit, der Transphobie, dem Klassendenken und vielen anderen. Wie kann man als Feminist\*in nicht sehen, dass das Zusammenwirken von zwei, drei oder vier Formen der Ausgrenzung neue Effekte hervorbringt?

Oftmals hört man von Feminist\*innen die Erklärung, dass Frauen\* im Gegensatz zu ethnischen oder religiösen Minderheiten, keine Minderheit sind, immerhin stellen sie die Hälfte der Bevölkerung. Dieser Aussage liegt die Idee zugrunde, dass Frauen\* im Vergleich zu weniger stark vertretenen Gruppen bevorzugt behandelt werden sollten.

Dies wäre richtig, wenn diese Gruppen voneinander abgegrenzt und absolut in sich abgeschlossen wären. Es gibt jedoch nicht-*weiße*, homosexuelle, arme Frauen\* sowie Frauen\* mit Behinderung. Sollen diese Frauen\* entscheiden, welcher Aspekt ihrer Identität nun prioritär behandelt werden sollte und welcher in den Hintergrund rücken kann, da es ja um ein Minderheitenproblem geht? Nein, auf keinen Fall. Und ich danke Kimberlé Crenshaw dafür, dass sie diese unberücksichtigten Zusammenhänge in Worte gefasst hat.



# *In Sachen Sprache*

*Von Sharon Dodua Otoo*

Intersektionalität, das war für mich nie ein akademischer Begriff. Wie viele Schwarze Mädchen und Frauen\* habe ich wiederholt intersektionales Versagen erlebt, bevor ich es mit einem Begriff bezeichnen konnte. In meiner Schule standen als starke weibliche Vorbilder regelmäßig Emily Pankhurst und Florence Nightingale auf dem Lehrplan. Und wenn es um Rassismus ging, wurde als einzige Schwarze Führungspersönlichkeit stets Dr. Martin Luther King erwähnt. Natürlich hörten wir auch von Rosa Parks, aber sie wurde typischerweise passiv dargestellt, als habe sie den Busboykott von Montgomery zufällig ausgelöst, nicht als die hoch kompetente und erfahrene Bürgerrechtlerin, die sie tatsächlich war. Während ich heranwuchs, hatte ich überhaupt keine Schwarzen weiblichen Führungspersönlichkeiten als Vorbilder.

An der Universität fand ich immer, dass die feministischen Debatten darüber, ob Frauen\* Familie und Beruf vereinen konnten, am Kern der Sache vorbeingingen. Ich kam gar nicht auf die Idee, nicht beides zu tun, denn die weiblichen Mitglieder meiner ghanaischen Familie haben immer ihr eigenes Geld verdient und gleichzeitig Kinder aufgezogen. Bei den Schwarzen Studierendenorganisationen machten in der Regel die Frauen\* die Arbeit, aber die Führung hatten die Männer. Intersektionales Versagen bedeutet für mich seit jeher, dass meine spezifischen Bedürfnisse und Prioritäten zu oft hintangestellt wurden und werden.

Ich kann schon gar nicht mehr sagen, wie oft ich eine Anfrage für einen Artikel, die Teilnahme an Podiumsdiskussionen oder für Interviews erhalten habe, ohne dass eine Bezahlung erwähnt wurde. Ein Schwarzer männlicher

Kollege und ich waren zum Beispiel zu einer Veranstaltung eingeladen, organisiert von einer Arbeitsgruppe der Grünen. Wir sollten die Initiative Schwarze Menschen in Deutschland (ISD) vertreten, und bei der Veranstaltung ging es ausdrücklich um die Umbenennung von Straßen in Berlin zu Ehren Schwarzer Frauen\*. Ich wurde wieder eingeladen, nachdem ich gefragt hatte, ob es wenigstens ein Budget zur Bezahlung der Kinderbetreuung gebe. Mein männlicher Kollege nahm ohne mich an der Veranstaltung teil. Bei anderer Gelegenheit gaben ein anderer männlicher ISD-Kollege und ich ein langes Interview für einen Artikel über Rassismus in Deutschland. All meine Zitate wurden herausgeschnitten, und in der Endfassung wurde ich nicht einmal erwähnt. Interessanterweise wurde jedoch die Stellungnahme eines *weißen* Mannes eingefügt.

Ganz gleich, wie oft ich meine Sätze umformuliere oder abmildere, ich kann nur selten Rassismus oder Sexismus kritisieren, ohne implizit oder explizit als zornige Schwarze Frau\* abgetan zu werden. Der Mangel an Empathie, selbst in sogenannten progressiven Kontexten, ist verblüffend.

Den Begriff „Intersektionalität“ habe ich zum ersten Mal gehört, als er mir fälschlicherweise als Konzept vorgestellt wurde, um die Verbindung von Marginalisierung und Privilegien zu beschreiben, die wir alle an einem Punkt unseres Lebens erfahren. Ich war unzufrieden mit diesem kompliziert klingenden akademischen Begriff, der mir auszusagen schien: wir alle sind Opfer. Im *weißen* deutschen Umfeld wird er oft in diesem Sinne verwendet, ein weiteres Beispiel für Aneignung. Sobald mir klar wurde, dass das Konzept eigentlich aus Schwarzer feministischer Perspektive entwickelt worden war, um speziell die Erfahrungen Schwarzer Frauen\* mit Unterdrückung zu betonen und zu analysieren, verlor ich völlig die Geduld mit allen, die über „Intersektionalität“ sprachen, ohne im selben Atemzug Kimberlé Crenshaw als Urheberin zu erwähnen.

Crenshaw gibt uns eine Analyse an die Hand, die die strukturelle Diskriminierung, wie sie Schwarze Frauen\* erleben, benennt, theoretisch unterfüttert und in Kontext setzt. Intersektionalität lässt uns verstehen, warum „anti-rassistische“ Politik nicht unbedingt die Teilhabe Schwarzer Frauen\* an der Arbeitswelt steigert oder warum „Frauen\*bewegungen“ oft ganz überwiegend *weiß* sind. Die spezifische, von Schwarzen Frauen\* erfahrene Diskriminierung an der Schnittstelle von Sexismus und Rassismus wird nicht angegangen werden, solange feministische Organisationen sich weiter um die Erfahrungen *weißer* Frauen\* drehen und Schwarze Organisationen nichts gegen die männliche Dominanz tun.

Wie könnte das aussehen? Ganz praktisch ist es entscheidend, sich an den Gedanken zu gewöhnen, dass in allen Bereichen von Organisationen alle vertreten sein müssen, auch auf der Entscheidungsebene. Kampagnen wie der „Equal Pay Day“ wollen Lohngerechtigkeit zwischen Frauen\* und Männern erreichen. Da stellt sich die Frage – welche Männer? Schwarze Frauen\* wissen, dass die Kampagne sich nicht an marginalisierte Männer richtet. Eine Kampagne nach den Lehren des Schwarzen Feminismus würde stattdessen am Abbau der sexistischen Unterdrückung ansetzen (siehe bell hooks) – eine Forderung, die bei radikaler und folgerichtiger Umsetzung allen inner- und außerhalb des Genderspektrums nutzen würde.

Intersektionalität als Werkzeug hat nicht nur meiner Arbeit eine klarere Ausrichtung gegeben, sondern auch mein Bewusstsein für andere Formen von Diskriminierung geschärft, die zwangsläufig aufkommen werden, etwa wegen meiner cis- und heterosexuellen Sozialisation. Ich bin allen Schwarzen Feministinnen dankbar, die uns weiterhin vermitteln, wie wichtig das Prägen von Begriffen ist, um Dominanz zu beleuchten, zu kritisieren und anzufechten.

*„Wenn wir das Problem  
nicht sehen, können wir es  
auch nicht lösen.“*



Kimberlé Crenshaw bei ihrer  
Rede zur 20-Jahr-Feier des AAPF  
in New York, Juli 2017  
Foto: Mia Fermindoza

# ***Antidiskriminierungsrecht mit Crenshaw – aber ohne Rasse<sup>1</sup>?***

Von Cengiz Barskanmaz

Dreißig Jahre nach der Veröffentlichung von Kimberlé W. Crenshaws bahnbrechendem Artikel „Race, Reform, and Retrenchment: Transformation and Legitimation in Antidiscrimination Law“ (1988) wirken seine Inhalte bis heute, gerade auch in Deutschland, unvermindert nach. In diesem Artikel, der zu den zehn bedeutendsten Publikationen gehört, die das Rechtsdenken in den USA maßgeblich beeinflusst haben, beschreibt Crenshaw in sehr überzeugender Weise die ungeklärten Mehrdeutigkeiten eines spezifischen Antidiskriminierungsrechts. Sie kommt zu dem Schluss, dass weder die neo-konservative noch die liberale Vorstellung dessen, was unter Antidiskriminierungsrecht zu verstehen sei, angemessen und richtig und daher für die Realitäten unterdrückter Gruppen – in ihrem Fall die Gruppe der Schwarzen – nicht wirklich sinnvoll sei. Während die neo-konservative Ideologie der Farbenblindheit schwelende rassische Ungleichheiten verschleierte, versäumten es die sogenannten Critics, also die Anhänger der *Critical Legal Theory*, die rechtliche Handlungsmacht von Minderheiten anzuerkennen.

---

1 Zur Schreibpolitik zum Begriff der Rasse: Gerade in deutschen Texten verfolge ich eine klare und konsistente Linie, das heißt, dass im antidiskriminierungsrechtlichen Sinne der Substanz meiner Kritik folgend keine sprachpolitischen Ausnahmen für Rasse gemacht werden, also Rasse auch nicht kursiv gesetzt wird. Es werden weiterhin auch keine Anführungszeichen gesetzt, es sei denn der biologische bzw. rassistische Begriff wird benannt.“

Obwohl Crenshaw generell die Behauptung der Critics teilt, dass das Recht seinem Wesen nach Mittel zur Vorherrschaft seien, setzt sie sich für die emanzipatorische und pragmatische Durchsetzung von Rechtsansprüchen ein.

In ihrem nächsten Artikel „Demarginalization“ (1989) vertieft Crenshaw ihre Kritik an der Antidiskriminierungsdogmatik und verknüpft sie mit einer Schwarzen feministischen Perspektive. In diesem häufig zitierten Artikel kritisiert sie einerseits die Rechtsprechung aufgrund ihrer eindimensionalen Konzeption des Antidiskriminierungsrechts in besonderem Maße, aber auch *weiße* Feminist\*innen sowie die männlich geprägte, antirassistische Identitätspolitik. Auch hier ist es Crenshaws zentrales Anliegen, ein Konzept für ein Antidiskriminierungsrecht zu entwickeln, das empirisch und historisch informiert ist, um gegen die symbolische und materielle Diskriminierung von Schwarzen, insbesondere von Schwarzen Frauen\*, zu mobilisieren. In beiden Artikeln zeigt uns Crenshaw, dass es unbedingt notwendig ist, das Antidiskriminierungsrecht als Ergebnis und Teil einer langen Geschichte intersektionaler Unterdrückung und Befreiung zu verstehen.

Es ist diese kritische Beschäftigung mit konservativer und liberaler Politik einerseits und die kontextuelle Verflechtung von Recht und Macht andererseits, die für Wissenschaftler\*innen der Critical Race Theory in Europa konstitutiv gewesen sind. Meine von Crenshaw inspirierte vergleichende Forschungsansätze und die zahlreichen Einblicke in die Tätigkeit von Aktivist\*innen in Deutschland und anderswo haben meine Beobachtungen zu einer spezifisch politisch-rechtlichen Ideologie geformt, die ich als „Deutschen Exzeptionalismus“ bezeichne. Diese Ideologie besteht aus einer Reihe von Ideen und Praktiken, die in der Zeit nach dem Holocaust verortet sind und die den deutschen Kontext als einen Ausnahmekontext bezüglich des

Konzepts der Rasse konstruieren, in dem kein Platz ist für irgendeinen Bezug zu Rasse. „Aufgrund unserer Vergangenheit können wir den Begriff Rasse nicht verwenden...“, lautet das Argument. Für Antidiskriminierungsrechtler\*innen, denen bewusst ist, dass Rasse im deutschen, europäischen und internationalen Recht allgegenwärtig ist, ist die Ideologie des „Deutschen Exzeptionalismus“ hochgradig problematisch, wenn nicht gar kontraproduktiv.

Während die Notwendigkeit bestand, die dogmatische Bedeutung von Rasse im deutschen Antidiskriminierungsrecht herauszuarbeiten, entstand um 2010 ein echter Anti-Rasse-Diskurs. Die vom Deutschen Institut für Menschenrechte eingeleitete und mit großem Engagement getragene Kampagne hat das Ziel, den Begriff der Rasse aus dem Grundgesetz und anderen relevanten Rechtsnormen zu entfernen. Auch einige Minderheiten- und Antirassismus-Organisationen unterstützen diese Anti-Rasse-Position. Die Ähnlichkeiten zwischen den diskursiven und dogmatischen Kontroversen in den USA und Deutschland sind verblüffend. Wie die farbenblinden Konservativen bei Crenshaw, die davon überzeugt waren, dass der Rassismus überwunden ist, gibt es auch in Deutschland Rechtswissenschaftler\*innen, Richter\*innen und Anwält\*innen, die der Ansicht sind, Rassismus gehöre der Vergangenheit an: „Rassismus ist das, was von den Nationalsozialisten praktiziert wurde.“ Daher wird beispielsweise der Absatz zum Diskriminierungsverbot in Artikel 3 Absatz 3 des Grundgesetzes in der Regel so interpretiert, dass dadurch „eine dem Nationalsozialismus vergleichbare Politik verhindert werden soll“, oder kurzum: „Nie wieder!“ Es ist daher kein Zufall, dass es bis heute nur eine einzige Entscheidung des Bundesverfassungsgerichts gibt, die sich auf das Diskriminierungsverbot aufgrund der Rasse in Artikel 3 Absatz 3 des Grundgesetzes bezieht. Diese Entscheidung stammt aus dem Jahr 1968 und betrifft die verfassungswidrige

Ausbürgerung eines jüdischen deutschen Staatsbürgers. Sich für ein sozialwissenschaftlich fundiertes Verständnis von Rasse als Rechtsbegriff und struktureller Diskriminierung innerhalb der aktuellen deutschen Verfassungsdogmatik einzusetzen, erhält für rassismuskritische Wissenschaftler\*innen an dieser Stelle zentrale Bedeutung. Rechtliche Herausforderungen, wie beispielsweise *Racial Profiling*, indirekte oder mittelbare Diskriminierung und positive Maßnahmen basieren auf der Rechtskategorie Rasse. Diese Aspekte sind heute schon fester Bestandteil der völker- und europarechtlichen Antidiskriminierungsdogmatik und machen die Bedeutung von Rasse für die Verfassungsdogmatik sichtbar. Nachdem der Begriff Rasse über 70 Jahre ein Schattendasein führte, ist es an der Zeit, über ihn zu sprechen, statt ihn abzuschaffen.

Diese vordringliche und kritische Intervention für eine emanzipatorische Antidiskriminierungsdogmatik der Rasse wird jedoch von einigen grünen und linken Politiker\*innen, Institutionen, (feministischen) Rechtswissenschaftler\*innen und Antirassismus-Aktivist\*innen sabotiert. Ausgehend von dieser Anti-Rasse-Position darf es keinen einzigen Verweis mehr auf Rasse im Gesetz geben, weil „es keine biologischen Rassen gibt“. Wie die von Crenshaw beschriebenen Liberalen, die Vorbehalte gegen die Anwendung des Antidiskriminierungsrechts hatten, beobachten wir heute, dass sich die (überwiegend „liberale“) Anti-Rasse-Position gegen die Verwendung von Rasse sträubt. In beiden Kontexten scheint es ein strukturelles Versagen zu geben, wenn es darum geht, die vielschichtige Bedeutung des Rechtsbegriffs der Rasse im Kontext des Antidiskriminierungsrechts zu erkennen. Im deutschen Kontext kommen alle zu demselben Ergebnis: Wir brauchen den Begriff der Rasse nicht mehr. Für einige gehört Rasse der Vergangenheit an; andere sind der Auffassung, Rasse dürfe in Deutschland keine Zukunft mehr haben.



Eine sorgfältige Lesart von Crenshaws Arbeiten und deren Übersetzung in den deutschen und europäischen Kontext ermöglichen uns, diesen ambivalenten, dürrtigen und kontraproduktiven Ansatz in Bezug auf ein „Antidiskriminierungsrecht ohne Rasse“ zu dekonstruieren.

Diejenigen, die jeden Bezug auf das Konzept „Rasse“ im deutschen Kontext ablehnen, wären gut beraten, sich grundlegender mit den tieferen Bedeutungen von „Rasse“ im globalen Sinne und „Rasse“ als ein Konzept im deutschen Kontext zu beschäftigen. Auch für ein angemessenes Verständnis von Intersektionalität ist dies eine grundlegende Voraussetzung, denn Rasse existiert nicht ohne Intersektionalität und Intersektionalität nicht ohne Rasse. Ein kurzer Blick auf die intellektuelle Entwicklung Crenshaws ist im Hinblick auf die „konstitutive Rolle von Rasse für Intersektionalität“ (Crenshaw, Post-Script, 224) aufschlussreich: Nicht nur ist sie Mitbegründerin der Critical Race Theory; sie ist auch eine der Mitschöpfer\*innen der Intersektionalitätskritik. Daher sollte wissenschaftliche Forschung zu Rassismus und Intersektionalität in Europa künftig versuchen, ein kontextuelles Verständnis von Rasse im deutschen Kontext zu entwickeln. Wie Geschlecht, Klasse, Religion, Sexualität, Behinderung und Alter ist auch Rasse eine soziale Kategorie, die Teil einer Konzeption von Intersektionalität sein muss. Selbst wenn „Rasse“ sicherlich konstitutiv für Rassismus ist, impliziert nicht jeder Bezug auf Rasse Rassismus, zum Beispiel emanzipatorische Rasseidentität wie das Schwarzsein. Daher sind sämtliche Arbeiten zu Intersektionalität und Rassismus – und auch zu Antirassismus – in Deutschland ohne ein grundlegendes Verständnis von Rasse als soziales (und juristisches) Konstrukt – zum Scheitern verurteilt. Wenn Geschlecht beispielsweise eine gültige (juristische) Analysekategorie ist, sollte das auch für Rasse gelten. Das ist – und davon bin ich überzeugt und beziehe mich dabei auf die zahlreichen

Veranstaltungen zur Critical Race Theory, die Crenshaw und ich seit 2010 bis heute gemeinsam mit anderen durchgeführt haben – Crenshaws Botschaft an ihre *weißen* und/oder deutschen feministischen Mitstreiter\*innen.

# ***Politische Intersektionalität als Heilungsangebot***

*Von Peggy Piesche*

Als ich unlängst für eine Veranstaltung angefragt wurde, erinnerte ich mich wieder daran, wie ich Kimberlé Crenshaw kennenlernte und welche Bedeutung ihre Arbeit für mich hatte und hat. Die besagte Anfrage versetzte mich zurück in die Zeit der frühen 1990er Jahre, genauer gesagt ins Jahr 1993. Im Rahmen einer Ausstellung im Ruhrgebiet beschäftigten sich junge *weiße* Künstler\*innen mit verschiedenen Formen feministischer Kämpfe der 80er und 90er Jahre. In Anlehnung an die studentische Zeitschrift *Emanzenexpress* sollte ein intergenerationaler feministischer Begegnungsraum geschaffen werden. Soweit, so zeitgemäß. Offensichtlich befindet sich in einer Ausgabe von 1993, die „Rassismus“ zum Thema hat, auch ein Brief von mir, in dem ich über ein persönliches Erlebnis rassistischer Polizeigewalt am Tübinger Bahnhof berichte. Die Veranstalter\*innen wollten diesen Brief gern zum Ausgangspunkt für ein Gespräch nehmen. Von „spannenden Artikeln“ zur Asylrechtsverschärfung und zu den Anschlägen in Solingen ist dann auch noch die Rede.

Mir werden Kontinuitäten und Brüche sofort wieder gewahr und die Gefühle eines rassistischen Alltags vor fast dreißig Jahren erinnern sich zurück in meinen Körper. Besonders beklemmend empfinde ich die Ohnmacht, die mich damals angesichts des juristischen Nachspiels des polizeilichen „racial profiling“, das ich erlebte, über

Wochen im Griff hielt. Aus dieser Ohnmacht heraus schrieb ich den offenen Brief, der in jener Zeitschrift landete. Der Brief gab mir Handlungsoptionen zurück. Doch das Gefühl der Ohnmacht blieb. Denn in aller Solidarität, die ich damals vor allem aus meiner queerfeministischen Schwarzen Community erfahren durfte, ist es mir beim Schreiben des Briefes nicht gelungen das Strukturelle der verschiedenen Machtmechanismen, die miteinander verschränkt bei (diesem) „racial profiling“ zum Wirken kamen, zu versprachlichen. Meine Ohnmacht rührte daher, dass diese kollektiven Rassismuserfahrungen strukturell unsichtbar blieben. In der gesellschaftlichen Wahrnehmung blieb auch meine Erfahrung ein singulärer Einzelfall. Das kollektive Wissen, dass dem aber nicht so ist, konnte sich noch keine strukturierte Bahn brechen.

Fast zwanzig Jahre später lernte ich schließlich Kimberlé Crenshaw 2011 auf einer Community-Veranstaltung in Berlin-Kreuzberg kennen. Organisiert durch Cengiz Barskanmaz, Maisha Auma und andere ging es darum, das Konzept der Intersektionalität auch in Deutschland und Europa zu verankern. Ein wichtiges und längst überfälliges Anliegen. Uns allen war klar, dass dies nicht nur eine akademische, sondern vor allem auch aktivistische Arbeit für uns bedeutete. Als Activist/scholars nahmen wir uns dem Thema an und Kimberlé begleitete diese Arbeit. Aber erst durch meine Tätigkeit als transkulturelle Trainerin für Rassismuskritik und kritisches Weißsein zusammen mit Katja Kinder und Maisha Auma habe ich gelernt, dass politische Intersektionalität für uns mehr bedeutet als ein intersektionales Verständnis von Rassifizierung, Klasse, Geschlechtszuschreibungen und Bildung(szugängen). Es bedeutet vor allem auch, dass ich in der kollektiven Erfahrung meiner individuellen Positioniertheit als Schwarze (deutsche) lesbische Aktivist\*in aus dem Osten und aus dem Proletariat kommend, ein Angebot der Heilung, ja

der Versöhnung mit mir selbst erhalte. Die Auswirkungen der verschiedenen Ungleichheitsdimensionen, die in meinem Körper eingeschrieben sind, waren mir auch 1993 bekannt. Sie führten immerhin zu einer polizeilichen wie juristischen Auseinandersetzung. Nicht bekannt war mir jedoch, dass die Singularisierung meiner Rassismuserfahrung im wahrsten Sinne des Wortes System hatte. Die Lebensrealitäten von BPOCs sind oft davon geprägt, dass ihnen vorgeworfen wird, in etwas „zu viel“ oder „zu wenig“ zu sein. In meinem Fall waren diese Zuschreibungen ein „zu laut“, „zu undiplomatisch“, „zu aggressiv“, „zu wenig einfühlsam“ – die Liste ließe sich beliebig erweitern. Ich habe diese Zuschreibungen lange in mir getragen, und sie haben sich in mir viel zu lange breitgemacht. Sie haben mich wütend gemacht, mich zweifeln lassen und dies vor allem an mir selbst. Sie haben mich immer wieder zurückgehalten, da, wo es mir gutgetan hätte, nach vorne zu gehen. In meiner Arbeit mit politischer Intersektionalität wurde mir immer klarer, was diese Zuschreibungen wirklich bedeuten. Sie verschleiern die eigentliche Macht und halten uns beschäftigt, wie Toni Morrison das Systemische des Rassismus so treffend beschrieb. In dem Erkennen meiner Sektionen, die mir das Label der „wütenden Schwarzen Frau\*“ einbrachten, lag die Chance der Erfahrbarkeit und Würdigung m/eines komplexen Hintergrunds. Nun war es mir möglich, in einen positiven Kontakt zu treten mit den verschiedenen Dimensionen meines Seins. So konnte auch das Hadern mit den Jahren weniger werden, und ich konnte anfangen, meine Schwarze, queerfeministische, gender-nonkonforme Identität zu feiern und mich mit meinem „wütenden“ und ver/zweifelten Ich von 1993 zu versöhnen. Politische Intersektionalität macht uns in der Heilung aber auch ein Befreiungsangebot. Macht verschleiern (sich) nicht nur, sie operiert auch in Spaltungsdynamiken. Wenn wir nicht auf ein „zu viel“ oder „zu wenig“

angesprochen werden, wird uns gern auch das Angebot eines punktuellen oder vielmehr momentanen „genau richtig“ gemacht. Ich nenne das die unseriösen Angebote, die wir bekommen. Sprache, Bildung, kanonisiertes Wissen und vermeintliche habituelle Sicherheit werden aus unseren komplexen Hintergründen gern herausgenommen, um uns temporäre Legitimität anzubieten. Diese Legitimität wird gern zuungunsten anderer BPOCs (im Raum) erteilt. Doch sie ist auch deshalb toxisch, da sie uns anbietet, das „zu viel“ oder „zu wenig“ in uns – also unsere mehrdimensionalen Ungleichheitserfahrungen – zu „übersehen“ beziehungsweise nicht zu sehen. Dieses Angebot kann jederzeit entzogen werden, und dann sind wir wieder nur „zu viel“ bzw. „zu wenig“. Ich werde auch heute noch gern einmal als „wütende Schwarze Frau\*“ angesprochen, aber mit den Jahren, den graueren Haaren und vor allem meinem in mir eingeschriebenen Verständnis von politischer Intersektionalität kann ich es nun auch fühlen: It's not me, it's you, system ... Und genau so konnte ich zurück ins Handeln kommen und raus aus der Ohnmacht.

## *Die Autor\*innen*

**Prof. Dr. Maisha-Maureen Auma** ist Professorin für Kindheit und Differenz (Diversity Studies) an der Hochschule Magdeburg-Stendal. Seit Oktober 2014 ist sie Gastprofessorin an der Humboldt-Universität zu Berlin am Zentrum für transdisziplinäre Geschlechterstudien. Sie ist seit 1993 bei der Schwarzen feministischen Selbstorganisation Generation ADEFRA und der Fachgruppe Diversifying Matters, welche 2018 den Berliner Konsultationsprozess „Die Diskriminierungssituation und die soziale Resilienz von Menschen afrikanischer Herkunft in Berlin sichtbar machen“ durchführte.

**Dr. Cengiz Barskanmaz** ist Wissenschaftliches Mitglied des Max-Planck-Instituts für Sozialanthropologie am Lehrstuhl „Recht und Anthropologie“. Forschungsbereiche: Verfassungsrecht und Völkerrecht, Menschenrechte, Race, Intersektionalität, rechtliche Ethnografie. Seine Publikationen umfassen u. a. *Framing Race und Law in Europe* (Völkerrechtsblog 2017), und *Rasse – Unwort des Antidiskriminierungsrechts?* (Kritische Justiz 2011).

**Clementine Ewokolo Burnley**, Mutter, Schriftstellerin und Aktivistin mit den Schwerpunkten Intersektionalität, Macht und Elite: Feminismen in Westafrika. Im Jahr 2018 publizierte sie gemeinsam mit Sharon Otoo und Manuela Bauchle „One Day for the Owner“ für die Zeitschrift *Neue Rundschau* (S. Fischer Verlag).

**Mîran Newroz Çelik** lebt und atmet in queeren und „Trans of Color“-Communities und ist Möchtegerschriftsteller\*in.

**Elena Chamorro** ist Wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Universität Aix-Marseille, unterrichtet Sprache und

Übersetzung. Disability-Rights-Aktivistin, Mitbegründerin des CLHEE, Collectif Luttés et Handicaps pour l'Égalité at l'Émancipation (Kollektiv Kampf und Be\_Hinderungen für die Emanzipation und Gleichberechtigung), mit dessen Inhalten sie sich auf ihrem Blog befasst.

**Rokhaya Diallo**, französische Journalistin, Schriftstellerin und Filmemacherin. Bekannt für ihre Arbeit über den Abbau der durch Rassismus und Sexismus entstehenden Hürden durch die Förderung von Gleichberechtigung und Pluralismus. Neben *Steps to Liberty* führte sie bei mehreren Dokumentationen Regie. Sie schrieb für etliche Zeitungen, Magazine und Bücher Artikel, ebenso die Graphic Novel *Pari(s) d'Amis*. Zusammen mit der Fotografin Brigitte Sombié kuratierte sie die Ausstellung *Afro*.

**Prof. Dr. Fatima El-Tayeb** ist Professorin für Literatur und Ethnic Studies an der University of California, San Diego. In ihrer Arbeit widmet sie sich der Dekonstruktion von strukturellem Rassismus im „farbenblinden“ Europa und zentriert Widerstandsstrategien unter rassifizierten Communities. Neben zahlreichen Artikeln publizierte sie *Un-Deutsch. Die Konstruktion des Anderen in der postmigrantischen Gesellschaft* (transcript 2016), *Anders Europäisch. Rassismus, Identität und Widerstand im vereinten Europa* (University of Minnesota Press 2011) und *Schwarze Deutsche. Der Diskurs um „Rasse“ und nationale Identität 1890–1933* (Campus 2001).

**Amandine Gay** ist eine Filmemacherin und Wissenschaftlerin, die sich selbst als politische Autorin definiert. Forschung und Kreativität bedeutet für sie eine Wiederaneignung der Narrative als Akt der Emanzipation. Im Jahr 2015 verfasste sie das Vorwort der ersten französischen



Übersetzung von bell hooks' *Ain't I A Woman*. Ihr erster Dokumentarfilm, *Speak Up*, kam 2017 in die Kinos.

**Christelle Gomis** ist Doktorand\*in in Geschichte am European University Institute (EUI) mit den Schwerpunkten Comparative Colonialisms, historische Bildungsforschung, Black und Decolonial Feminisms. Im Jahr 2018 erschien „Dismantling Eurocentrism in the French History of Chattel Slavery and Racism“ in dem Buch *Unsettling Eurocentrism in the Westernized University* (Routledge Verlag).

**Prof. Dr. Jin Haritaworn** ist Professor\* für Gender, Race und Umwelt an der York University in Toronto, Canada. Fokus auf Gender, Sexualität, Transgender Studies, Critical Race, Ethnic Studies und Urban Studies sowie Gentrifizierung, Homonationalismus, Intersektionalität, Queer Space und Transnational Sexuality Studies. Publiizierte *Queer Lovers and Hateful Others: Regenerating Violent Times and Places* (Pluto 2015) und *Queering Urban Justice* (University of Toronto Press 2018, hrsg. mit G. Moussa und S.M. Ware).

**Prof. Dr. Sabine Hark** ist Professor\*in für Interdisziplinäre Frauen- und Geschlechterforschung und Leiter\*in des Zentrums für Interdisziplinäre Frauen- und Geschlechterforschung an der TU Berlin. Zu ihren kürzlich erschienenen Publikationen gehören: *Unterscheiden und herrschen. Ein Essay zu den ambivalenten Verflechtungen von Rassismus, Sexismus und Feminismus in der Gegenwart* (transcript 2017) und *Vermessene Räume, gespannte Beziehungen. Unternehmerische Universitäten und Geschlechterdynamiken* (Suhrkamp 2018).

**Dr. Ines Kappert** ist Leiterin des Gunda-Werner-Instituts für Feminismus und Geschlechterdemokratie in der Heinrich-Böll-Stiftung; arbeitet zu den Themenschwerpunkten

Feminismen für eine Einwanderungsgesellschaft, Flucht und Geschlecht, Frieden und Sicherheit. Im Jahr 2008 promovierte sie mit *Der Mann in der Krise. Oder: Konservative Kapitalismuskritik im kulturellen Mainstream* (transcript 2008). Von 2007 bis 2015 leitete sie das Meinungsressort der Tageszeitung *taz*. Sie unterrichtet Gender Studies als Gastdozentin an der Universität St. Gallen.

**Katja Kinder**, Schwarze deutsche Erziehungswissenschaftler\*in. Sie ist stellvertretende Geschäftsführer\*in der RAA Berlin und ist Mitbegründerin von ADEFRA (Schwarze Frauen in Deutschland, gegründet 1986). Freiberuflich ist sie u. a. seit über 20 Jahren als Empowerment-Trainerin und transkulturelle Konfliktmediatorin mit einer Schwarzen intersektional-feministischen und rassismuskritischen Perspektive tätig.

**Sharon Otoo**, Schwarze Britin, Mutter, Aktivistin und Autorin. Herausgeberin der englischsprachigen Buchreihe *Witnessed* in der edition assemblage. Ihre ersten Novellen *die dinge, die ich denke, während ich höflich lächle* und *Synchronicity* erschienen 2017 beim S. Fischer Verlag. Mit dem Text „Herr Gröttrup setzt sich hin“ gewann sie 2016 den Ingeborg-Bachmann-Preis.

**Julia Phillips** ist bildende Künstlerin und Lehrende im Department of Visual Arts der University of Chicago. Sie interessiert sich für Psychoanalyse, Schwarzen Feminismus, Postkolonialismus und Fragen der Zugehörigkeit. Jüngst hatte sie ihre ersten Einzelausstellungen: *Failure Detection* im MoMA PS1 NY und bei der 10. Berliner Biennale mit *We don't need another hero*. Im September 2019 ist sie mit der Einzelausstellung *Fake Truth* im Braunschweiger Kunstverein vertreten. Rezensionen ihrer Arbeit finden sich u. a. im *Art Forum* und *The New Yorker*.

**Peggy Piesche** ist Literatur- und Kulturwissenschaftler\*in mit den Forschungsfeldern Diaspora und Translokalität, Performativität von Erinnerungskulturen (Spatiality and Coloniality of Memories and Future Studies) sowie Black Feminist Studies und Critical Race Studies. Zudem ist sie transkulturelle Trainerin für kritische Weißseinsreflexion in Wissenschaft, Politik und Bildung. Seit 1990 ist sie in der Schwarzen (deutschen) Bewegung u. a. bei ADEFRA e. V. (Schwarze Frauen in Deutschland) und in der wissenschaftlichen Arbeitsgruppe Diversifying Matters aktiv. Seit 2016 ist sie Executive Board Member von ASWAD (Association for the Study of the Worldwide African Diaspora).

**Dr. Emilia Roig** ist Gründerin und Geschäftsführerin des Center for Intersectional Justice (CIJ) und Fakultätsmitglied des Social Justice Programs der DePaul University of Chicago. Unterrichtete Europäisches und Internationales Recht, Critical Race Theory, Intersektionalität in Deutschland und Frankreich; arbeitete bei Amnesty International, der Internationalen Arbeitsorganisation (ILO) und der GIZ in Kenia, Tansania und Kambodscha.

**Dr. Nahed Samour** ist Rechts- und Islamwissenschaftlerin. Sie forscht als Early Career Fellow am Lichtenberg-Kolleg, dem Göttingen Institute for Advanced Study sowie an der Humboldt-Universität zu Berlin, Juristische Fakultät, zu Religion, Rasse und Geschlecht im Recht. Seit 2015 ist sie Junior Faculty an der Harvard Law School, Institute for Global Law and Policy.

**Prof. Dr. Iyiola Solanke** ist Professorin und Inhaberin des Lehrstuhls für EU-Recht und Social Justice, juristische Fakultät, University of Leeds. Ihre Arbeitsschwerpunkte liegen im europäischen Recht und Anti-Diskriminierungsrecht, in intersektionelle Diskriminierung, juristische Diversität,

EU-Staatsbürgerschaft. Sie publizierte *Discrimination as Stigma* (Hart 2017) und *EU Law* (Pearson 2015). Sie ist akademisches Vorstandmitglied der englischen Anwaltskammer Honorable Society of the Inner Temple.

**Dania Thaler**, Dipl. Soziolog\*in, Tierärzt\*in, angehende Grundschullehrer\*in. #streber\*in #looser #gratisbildung #rassismuschalteskaputt #flexibelbleiben #alleschongemacht #überqualifiziert #berufsanfänger\*inforever.





„Damit feministische Theorie und antirassistischer Diskurs die Erfahrungen und Belange Schwarzer Frauen vollständig erfassen können, muss der gesamte Bezugsrahmen, mit dessen Hilfe ‚die Erfahrungen von Frauen‘ oder ‚die Erfahrungen von Schwarzen‘ in konkrete politische Forderungen übersetzt werden, überdacht und umgestaltet werden.“

Kimberlé Crenshaw

Heinrich-Böll-Stiftung  
Schumannstr. 8  
10117 Berlin  
[www.boell.de](http://www.boell.de)

ISBN 978-3-86928-198-8

Kimberlé Crenshaw, Juraprofessorin an der UCLA und an der Columbia Law School, ist eine führende Expertin in den Bereichen Zivilrecht, Schwarze Feministische Rechtstheorie sowie *Rasse*, Rassismus und Recht. Crenshaws bahnbrechende Arbeit hat die Grundsteine für zwei Studienrichtungen gelegt, die durch von ihr geprägte Begriffe bekannt geworden sind: Critical Race Theory und Intersektionalität. Als Spezialistin für *Rasse* und Geschlechtergleichheit hat sie Workshops für Menschenrechtsaktivist\*innen in Brasilien und Indien und für Verfassungsrichter\*innen in Südafrika gegeben. Ihre Arbeit zu Intersektionalität beeinflusste den Entwurf der Gleichbehandlungsklausel in der südafrikanischen Verfassung maßgeblich. Zudem verfasste Crenshaw das Hintergrundpapier zu Geschlechter- und rassistischer Diskriminierung für die Weltkonferenz gegen Rassismus (WCAR), und sie koordinierte die Bestrebungen einer Nichtregierungsorganisation, die Einbeziehung von Gender in der Konferenzdeklaration der WCAR sicherzustellen. Sie ist die Mitgründerin und Geschäftsführerin des AAPF (African American Policy Forum) und Gründerin und Geschäftsführerin des Center for Intersectionality and Social Policy Studies an der Columbia Law School. Außerdem ist sie die Präsidentin des Center for Intersectional Justice (CIJ).



**HEINRICH BÖLL STIFTUNG**  
**GUNDA WERNER INSTITUT**

Umschlagfoto ©: Annabel Clark